10/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Frühling im Frieden

Rund um den 40. Jahrestag des Sieges und der Befreiung – FW-Bildbericht von Schauplätzen dieser Tage

Gold für einen Leningrader

Verdienstvolle sowjetische Persönlichkeiten wurden mit hohen staatlichen Auszeichnungen der DDR geehrt

Frühling im Frieden

Ereignisse dieser Tage: In der Weltmetropole MOSKAU wurden bedeutsame Gespräche geführt, der Grundstein für ein Ernst-Thälmann-Denkmal gelegt und im stadtnahen KRASNOGORSK ein Museum eröffnet, das dem Andenken deutscher Antifaschisten gewidmet ist. In BERLIN, der Stadt des Friedens, ehrte Erich Honecker über einhundert Bürger der Sowjetunion mit hohen staatlichen Auszeichnungen. Im märkischen BRANDENBURG trafen sich Befreier und Befreite an denkwürdiger Stätte. In TORGAU erneuerten ehemalige sowjetische und amerikanische Soldaten den Schwur ihrer historischen Begegnung an der Elbe. Im wiedererstandenen WARSCHAU schließlich unterzeichneten die höchsten Repräsentanten der sozialistischen Staaten ein Protokoll von Gewicht. FREIE WELT berichtet für Sie.

Im traditionsreichen Moskauer Frunse-Rayon: Der Platz, der nunmehr Thälmanns Namen trägt.

Denkmal, Dank und Freundesworte

In der einstigen Antifa-Schule von Krasnogorsk: Die ersten Gäste der Gedenkstätte für die deutschen Antifaschisten.

Zum Titelfoto:
Den Vaterländischen Verdienstorden in Gold erhielt aus der Hand Erich Honeckers Oberst a.D. Juri Bassistow. Während des Großen Vaterländischen Krieges zeigte er deutschen Soldaten den Ausweg aus dem verbrecherischen Abenteuer der Hitlerfaschisten. Nach dem Sieg war er viele Jahre in der DDR tätig; heute ist Professor Bassistow Vorsitzender der Leningrader Abteilung der Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR.

Foto: Detlev Steinberg

800 Beweise aufrechten Denkens und mutigen Handelns birgt das Haus in Krasnogorsk. Hier, nahe Moskau, sind sie zusammengetragen, gesammelt aus Kämpfen auf sowjetischem und deutschem Boden. Sie sind Zeugnisse aus schwerer Zeit. Auch aus Spanien und Polen, Frankreich und Jugoslawien. Bis zum amerikanischen Kontinent reicht der Ausweis des Wirkens und Widerstehens gegen Reaktion, Faschismus und Krieg. Die in grauen Granit gemeißelte Inschrift über der Pforte zur einstigen Antifa-Schule dokumentiert mit „Gedenkmuseum der deutschen Antifaschisten" gleichsam hohe Wertschätzung der besten Töchter und Söhne des deutschen Volkes im Lande Lenins. Eine einzigartige Stätte deutsch-sowjetischer Verbundenheit ist geschaffen. Ihre historischen Ursprünge, bestandenen Prüfungen und ihre lebendige Gegenwart offenbaren sich hier in Zeitdokumenten zwischen dem Roten Oktober und dem 40. Jahrestag des Sieges und der Befreiung. Parallel zum heroischen Ringen des Sowjetvolkes, seiner Streitkräfte und Partisanen ist die antifaschistische Widerstandsbewegung in Hitlerdeutschland anschaulich und ergreifend zugleich dargestellt. Deutsche Antifaschisten retteten die Ehre unseres Volkes. Die moralische Gleichwertigkeit, das einheitliche Vermächtnis der Opfer an gemeinsamer Front wird unterstrichen. Der proletarische Internationalismus gibt der Gedenkstätte sein Gepräge – von Liebknechts Aufrufen in der Novemberrevolution, Thälmanns „Helft Sowjet-Rußland"-Appellen, sowjetischen Hilfsaktionen für inhaftierte deutsche Klassengenossen, dem Einsatz der Interbrigaden und dem Kampf deutscher Kommunisten im Waffenrock der Roten Armee bis zum Wirken des Nationalkomitees Freies Deutschland sowie der allzeit helfenden Hand der sowjetischen Befreier nach 1945. So ist das feste Fundament – für ein Denkmal Ernst Thälmanns inmitten der sowjetischen Metropole gegossen – ebenso symbolträchtig wie folgerichtig für die Gemeinschaft zwischen unseren Völkern. Der Thälmannplatz am Leningrader Prospekt des Moskauer Frunse-Rayons zeugt – wie das Haus von Krasnogorsk und die bedeutsamen Gespräche der höchsten Repräsentanten unserer Völker – von einem Bunde innerhalb der sozialistischen Gemeinschaft, der sich nach den Worten Erich Honeckers „als ein zuverlässiger Eckpfeiler des Friedens und des Sozialismus in Europa bewährt".

Günter Stechow

Fotos: Gerhard Murza, TASS (2)

Frühling im Frieden

Schauplatz Berlin

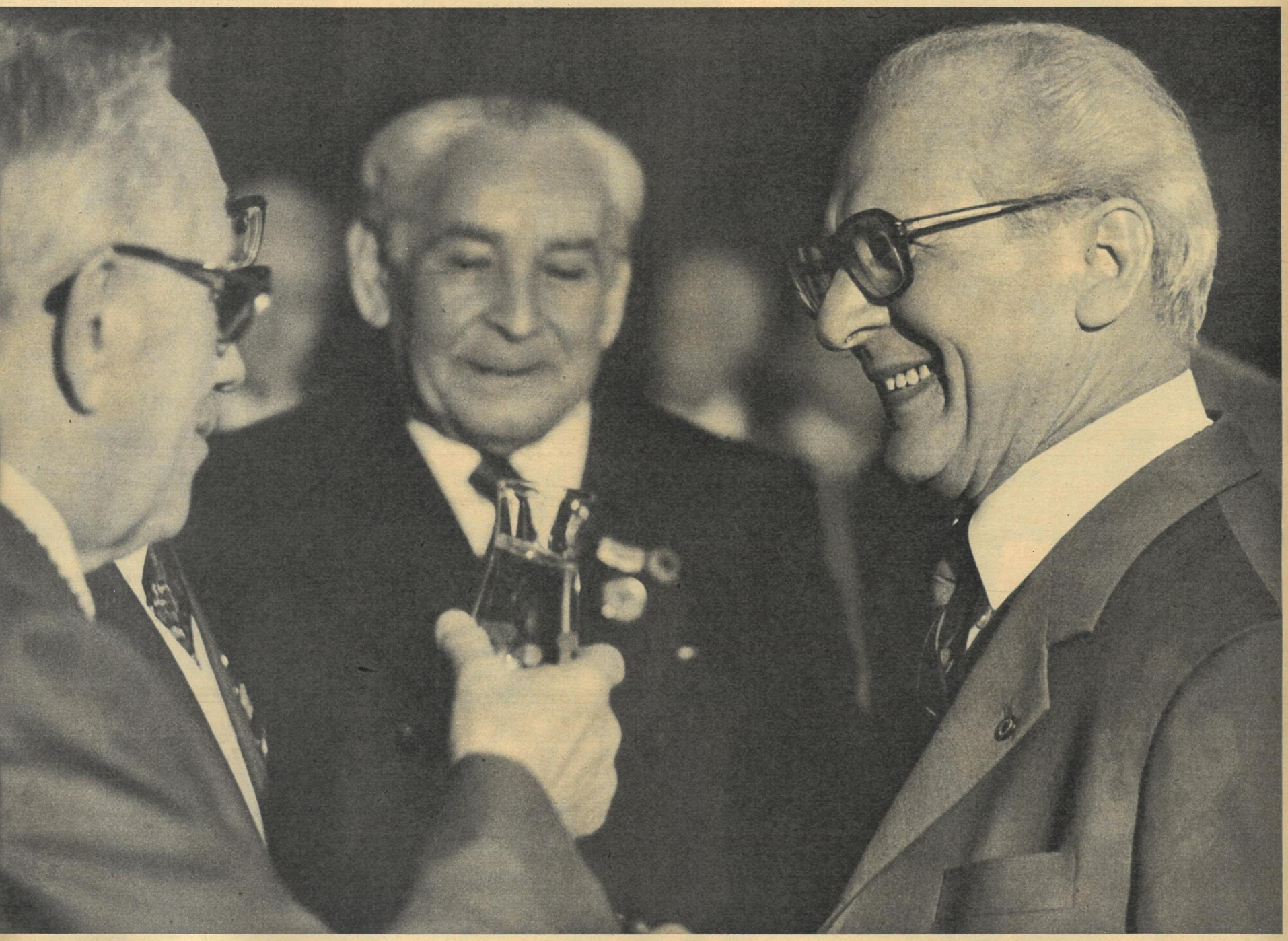
Seite an Seite

Festliches Beisammensein im Bankettsaal des Staatsrates: Sowjetische Bürger, mit dem Scharnhorst-Orden, dem Vaterländischen Verdienstorden in Gold und Silber geehrt. Teilnehmer des Großen Vaterländischen Krieges, ehemalige Mitarbeiter der Sowjetischen Militäradministration, Stadtkommandanten, Kultur- und Jugendoffiziere in einer Reihe mit Veteranen des deutschen antifaschistischen Widerstandskampfes. Sie begehen einen gemeinsamen Feiertag. Ihr Erbe liegt in guten Händen. (Erste Reihe v.l.n.r.: Oberleutnant Knauer, Oberst Switala, Admiral Alexejew, Generalmajor a.D. Schütz, Generalleutnant Andersen)

Foto: Detlev Steinberg

Frühling im Frieden

Schauplatz Brandenburg



Wiedersehen in der Havelstadt

Vor der acht Meter hohen Klinkerwand auf dem Marienberg der Havelstadt erhebt sich die überlebensgroße Statue eines Mannes. Er steht hier für die mehr als 2000 Kämpfer, die im faschistischen Zuchthaus Brandenburg-Görden unter dem Fallbeil der braunen Mörder sterben mußten. Kommunisten wie Anton Saefkow, Willi Sänger und Werner Seelenbinder, Sozialdemokraten wie Max Sievers, Geistliche wie Dr. Max Josef Metzger und Dr. Alfons Wachsmann. Sie hatten das Leben geliebt – ihre Familie, die Runde der Freunde, das Alleinsein mit einem Buch, das Frühlingsgrün der Bäume. Und trotzdem war es für sie kein zu hoher Preis, das auch ihnen nur einmal Gegebene für den Frieden, für die Würde und die Zukunft ihres Volkes einzusetzen. Man hat ihnen am Mahnmal eine Inschrift gesetzt: „Zum Tode geführt – und siehe, wir leben".

Auf den Tag genau vor 40 Jahren war es, als am 27. April der T-34 von Konstantin Sacharow aus Wladimir als erster auf den Hof des Zuchthauses rollte und den Antifaschisten aus 19 Ländern die Freiheit brachte. Nun empfing das Brandenburg von heute die ehemaligen Widerstandskämpfer, gab es im Altstädtischen Rathaus das bewegende Wiedersehen mit einem Kampfgefährten, der im Zuchthaus die Nummer 52337 trug: Erich Honecker.

Vor fünf Jahren begab sich Konstantin Sacharow – nach 35 Jahren – gemeinsam mit FREIE WELT auf den Weg, den damals sein T-34 zum Zuchthaus Brandenburg-Görden nahm. Nun war er wieder Gast dieser Stadt, stolz und glücklich. „Ich konnte Antifaschisten befreien, die diesen Staat der Arbeiter und Bauern aufgebaut haben. Sie waren die ersten Aktivisten und die ersten Erzieher der jungen Generation."

Konstantin Sacharow hat die Geschichte des Sieges über den Hitlerfaschismus mitgeschrieben, und er weiß, wie notwendig es ist, gegen einen neuen Krieg zu kämpfen, noch bevor die Waffen sprechen, damit kein atomares Inferno unseren Planeten vernichtet. „Wir waren Kampfgefährten bei der Befreiung der Menschheit", sagt er. „Wir sind heute Kampfgefährten bei der Rettung des Friedens."

Brandenburg 1985. – Und siehe, sie leben …

Ina Stritzke (Text)
Peter Meißner (Fotos)

Frühling im Frieden

Schauplatz Torgau

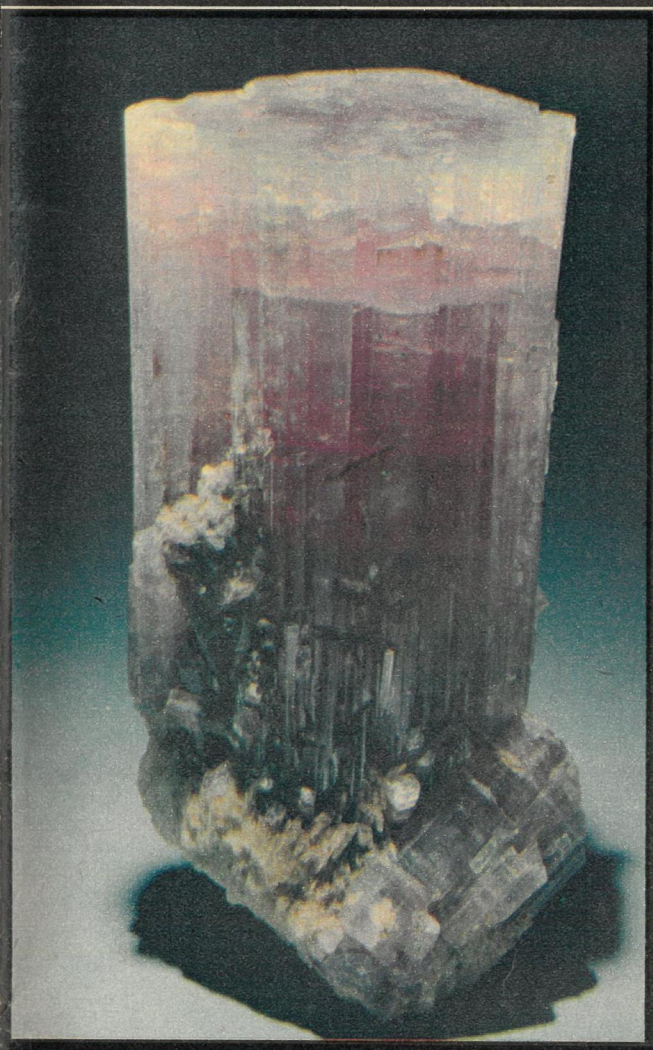
Die verspätete Umarmung

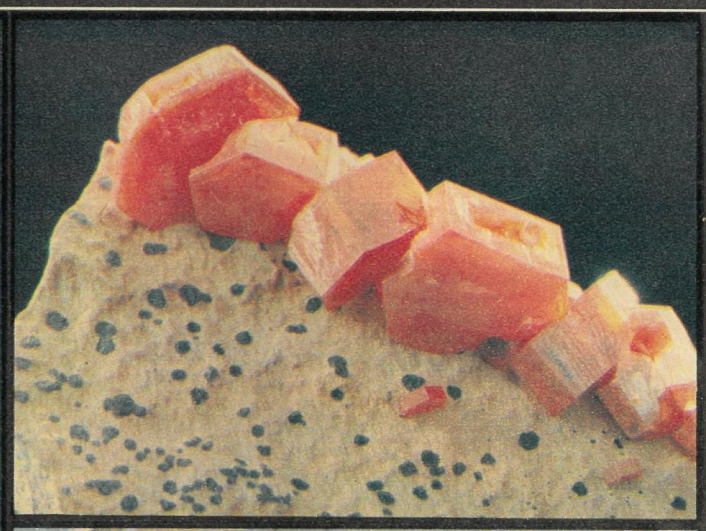
Unter den Tausenden, die zum Meeting der ehemaligen sowjetischen und amerikanischen Waffenbrüder in Torgau an der Elbe gekommen sind, suche ich Generalmajor a. D. Alexej Gorlinski und Ex-Sergeant Murry Schulmann wie zwei Stecknadeln im Heuhaufen. Der Moskauer Lektor und der New Yorker Geschäftsmann hatten unseren Korrespondenten vor ihrer Reise in die DDR Interviews gegeben. Ich will ihnen unbedingt das Heft 9 von FREIE WELT überrei-

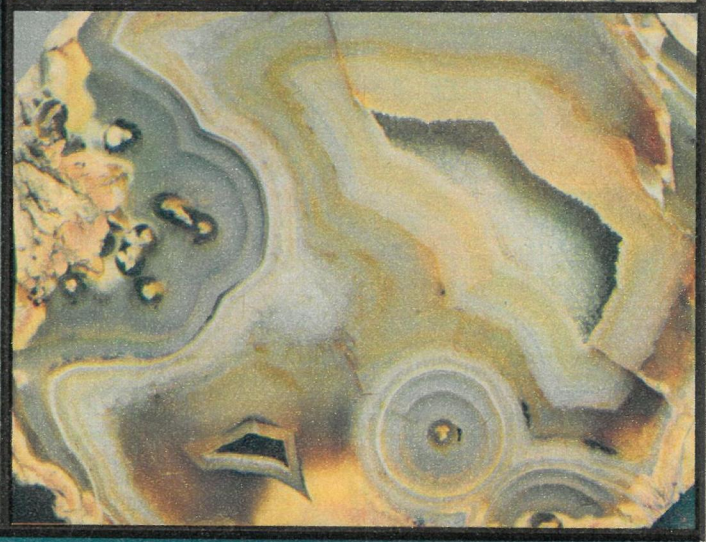
chen. Beide waren bei der historischen Begegnung damals dabei, doch direkt zusammengekommen sind sie im April 1945 nicht. Jeder ist auf seine Weise dem Schwur von Torgau treu geblieben. Wie würde ihre erste persönliche Begegnung wohl verlaufen? In ihren Erinnerungen und Gedanken ließen sich viele Gemeinsamkeiten erkennen.

Nach dem Meeting, das mit der Erneuerung des Schwurs von Torgau durch sowjetische und amerikanische Veteranen seinen Höhepunkt erlebte, eilen der Bildreporter und ich über den farbenfrohen Marktplatz zum Kreiskulturhaus. Doch zu spät! Genosse Gorlinski und Mister Schulmann sind als geladene Gäste beim Empfang des Volkskammerpräsidenten bereits im Saal. Im sowjetischen Ehrenhain, beim gemeinsamen Gedenken an die 300 bei Torgau gefallenen sowjetischen Soldaten, entdecke ich Murry Schulmann. Er fotografiert. Ich trete zu ihm, stelle mich vor. Über sein ernstes Gesicht huscht ein Lächeln, als Schulmann sich in FREIE WELT erkennt. Auf dem Foto hat er das gleiche Bild in der Hand, das einer seiner Kameraden bei dem Meeting hochhielt (Bild oben). „Yes", flüstert Schulmann, „das bin ich." Er bedankt sich für das Exemplar. „Ich bin sehr glücklich, hier zu sein", bekräftigt Murry Schulmann seine gedruckten Erwartungen. „Dieses Treffen bestärkt uns darin, hoffnungsvoll in eine friedliche Zukunft zu blicken." Ob er seinen sowjetischen Partner schon kennengelernt hat, der auf der gleichen Seite abgedruckt ist? „Nein, leider noch nicht." Aber er würde es gern tun. Während der Ehrung für den 1983 in Torgau begrabenen amerikanischen Veteranen Joseph Polowsky finde ich auch Alexej Gorlinski. Bevor die Busse zum nächsten Programmpunkt abfahren, reichen sich die beiden Männer, die – zusammengerechnet – elf Enkelkinder haben, die Hände... Wie schön wäre es, denke ich, wenn für die Kinder der Enkel dieser beiden das Wort Kriegsveteran ein Fremdwort bliebe.

Volker Hempel (Text)
Lothar Willmann (Fotos)







Brennhausgasse

Die Neueröffnung der Bergakademie Freiberg bald nach dem Krieg ist auf die Tätigkeit von Oberstleutnant M. I. Osernoi zurückzuführen. Der Dozent am Moskauer Bergbauinstitut, Professor Osernoi, hatte bis zu seinem Tod 1974 enge Kontakte zur Freiberger Hochschule.

Rettung würdigte die Stadt Freiberg mit der Ehrenbürgerschaft.

Gleiche Verdienste kommen einem Mann zu, der im Mai 1945, als die Welt bereits den Sieg über den Hitlerfaschismus feierte, seinen Einberufungsbefehl erhielt. Professor Dr. M. I. Osernoi, damals Dozent am Moskauer Bergbauinstitut, fuhr im Auftrag der Sowjetregierung nach Deutschland, um als verantwortlicher Beauftragter der SMAD an der Bergakademie Freiberg zu arbeiten. Oberstleutnant Osernoi setzte seine ganze Kraft für die Neueröffnung der Bergakademie ein. Bereits am 8. Februar 1946 konnte die Hochschule ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Damit stand auch die Mineralsammlung von Anfang an der Lehre und Forschung in den Geowissenschaften zur Verfügung. In den letzten vier Jahrzehnten erhöhte sich die mineralogisch-lagerstättenkundliche Sammlung, wie sie exakt heißt, auf etwa 70 000 Positionen, darunter wertvolle Funde aus der Sowjetunion, wie von der Halbinsel Kola, dem Donezbecken, dem Ural und Sibirien. In erster Linie werden die Schätze der Freiberger Brennhausgasse von Studenten in fachkundigen Augenschein genommen. Besucher haben nur an wenigen Tagen in der Woche die Gelegenheit, sich von den mineralischen Kostbarkeiten bezaubern zu lassen.

Bärbel Förste

Fotos: Jürgen Karpinski (Farbe); Hochschulfilm- und -bildstelle Bergakademie Freiberg

Frühling im Frieden

Schauplatz Warschau

Foto: ZB/Franke

In der gegenwärtigen internationalen Situation ist es mehr denn je geboten, die Anstrengungen aller Völker und Staaten, aller friedliebenden Kräfte, unabhängig von ihrer politischen Orientierung, zu vereinen, um dem Abgleiten der Welt in eine nukleare Katastrophe Einhalt zu gebieten.

★

Die kommunistischen und Arbeiterparteien, die Parlamente und Regierungen der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages werden auch künftig dafür kämpfen, die Gefahr eines Kernwaffenkrieges von der Welt abzuwenden, das Wettrüsten auf der Erde, vor allem auf nuklearem Gebiet, zu beenden und es im Weltraum zu verhindern, zur Abrüstung überzugehen und den Prozeß der Entspannung und Zusammenarbeit in den internationalen Beziehungen wieder in Gang zu setzen.

Aus dem Kommuniqué des Treffens der führenden Repräsentanten der Parteien und Staaten der Teilnehmerländer des Warschauer Vertrages

● Wörtlich

Die Pläne der USA-Administration zur Militarisierung des Weltraums würden bei ihrer Verwirklichung einen neuen Schauplatz für den Nuklearkrieg schaffen. Die Weltraumrüstung vergrößert zugleich die Möglichkeiten des Beginns eines Kernwaffenkrieges.

Gary Hart, USA-Senator

● Kunstpreis

Mit dem Kunstpreis der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft zeichnete ihr Präsident Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, den ehemaligen Solisten des weltbekannten Alexandrow-Ensembles, Viktor Nikitin, aus. Am gleichen Tag erhielten 49 Bürger aus unserer Republik und der Sowjetunion, unter ihnen UdSSR-Botschafter Wjatscheslaw Kotschemassow, sowie drei Kollektive die höchste Auszeichnung der Freundschaftsgesellschaft, die Ehrennadel in Gold. Elf Persönlichkeiten nahmen für hervorragende Verdienste um die russische Sprache die Johann-Gottfried-Herder-Medaille entgegen.

● Kurz berichtet

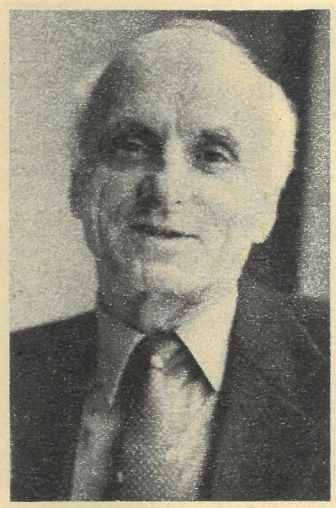
Im Kernforschungsinstitut Řež bei Prag wurde ein Verfahren zur Isolierung von Platin, Paladium, Rhodium und Rhenium aus Industrieabfällen entwickelt, in denen Spuren dieser Edelmetalle enthalten sind.

„Abgerichtete" Bienen haben in der Oase von Taschkent geholfen, die Baumwollerträge zu erhöhen. Die Bienenvölker waren mehrere Tage lang mit in Zuckersaft verschnittenen Baumwollblüten ernährt worden. Den Geruch behielten sie im Gedächtnis und fliegen seither in die Richtung auf die Baumwollfelder. Durch die zusätzliche Bestäubung konnten Mehrerträge des weißen Goldes bis zu vier Dezitonnen je Hektar erzielt werden.

In der Reihe der Sieger

Eigentlich hätten sie keines Dolmetschers bedurft. Die über hundert Veteranen unseres Landes, die in das Haus der sowjetischen Botschaft in Berlin gebeten waren, hatten über Monate und Jahre das Russisch fast wie ihre Muttersprache gesprochen: Als Kämpfer in der Roten Armee, als Frontbeauftragte des Nationalkomitees Freies Deutschland, als Partisanen in den Wäldern von Belorußland, als Lehrer in den Antifa-Lagern... Nun ehrte die Sowjetunion sie mit einer Jubiläumsmedaille, bestimmt für die eigenen Kriegsteilnehmer: „40. Jahrestag des Sieges im Großen Vaterländischen Krieg 1941–1945". Im Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets auch die Namen der hier Versammelten. „Das zeugt davon, daß deutsche Antifaschisten mit in der Reihe der Sieger stehen", sagte Botschafter Wjatscheslaw Kotschemassow, der in Anwesenheit von Mitgliedern der Partei- und Staatsführung der DDR diese Ehrung vornahm. „Sie wußten, daß sie für eine gerechte Sache kämpfen, glaubten an die sozialistische Zukunft ihrer Heimat. Sie haben alles für den Sieg und damit für die Befreiung ihres Volkes getan..." Zu den Gründern des Nationalkomitees Freies Deutschland gehörte Ernst Kehler (Foto rechts während der Auszeichnung), schon in den ersten Tagen nach dem faschistischen Überfall in Gefangenschaft geraten, eineinhalb Jahre Frontbevollmächtigter in Leningrad. „Wir waren ganz vorn, sprachen zu unseren Landsleuten – auch viele der sowjetischen Soldaten, die mit uns gingen, sind bei diesen Einsätzen gefallen. Noch heute erinnere ich mich an dieses unbeschreibliche Gefühl, als der erste Überläufer in die belagerte Stadt kam und nach Leutnant Kehler fragte." Bei den belorussischen Partisanen war Gustav Szinda (Foto oben, 2. v. r.), „danach wurde ich zu illegaler Arbeit nach Deutschland geschickt". Stefan Doernberg (Foto oben: links), Botschafter der DDR in der Republik Finnland: „Ich kämpfte als Oberleutnant der Roten Armee, hatte mich am 22. Juni 1941 als Freiwilliger gemeldet. Mit der Armee von Tschuikow kam ich nach Berlin. Meine Familie mußte 1935 emigrieren. Zehn Jahre später war ich dabei, als im Stab Tschuikows die Kapitulation entgegengenommen wurde." Lene Berg (Foto oben: rechts) hat im Antifa-Lager Taliza gearbeitet. „Schön, wenn ich jene von damals treffe, die sich beim Aufbau der Republik so großartig bewähren." Zu den Ausgezeichneten gehörten auch Herbert Stößlein (Foto oben 2. v. l.) und Rita Braun (siehe: „Die Wege des Leutnants Rita").

Ina Stritzke (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)



Hohe Auflagen – bald vergriffen

Auskünfte für FREIE WELT gab Alexej Nebensja, Stellvertreter des Vorsitzenden des Staatlichen Komitees der UdSSR für Verlagswesen, Polygraphie und Buchhandel.

– In Berlin war unlängst eine Ausstellung von 4000 Büchern aus sechs sozialistischen Ländern zu sehen, die dann nach Bratislava weiterreiste…

– Das ist eine gemeinsame Ausstellung Bulgariens, der ČSSR, der DDR, Polens, Ungarns und meines Landes, gewidmet dem 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus. Vor Berlin war sie in Warschau, Sofia und Budapest zu sehen. Von Bratislava aus ging sie dieser Tage nach Moskau und wird dort am 9. Mai eröffnet. In allen sozialistischen Ländern sind viele Bücher über den zweiten Weltkrieg verlegt worden. Im Gedächtnis der Völker ist bewahrt, was die Menschen durchleiden mußten.
16 000 Titel dazu sind allein in der UdSSR erschienen. Unser Teil der Ausstellung zeigt davon eine Auswahl. Das sind Bücher über den zweiten Weltkrieg, seine Ursachen, seinen Verlauf und sein Ende mit dem Sieg der Antihitlerkoalition. Bücher über die Beziehungen der Sowjetunion zu ihren Verbündeten, über den Heldenmut der sowjetischen Menschen, über die Partisanenbewegungen und den antifaschistischen Widerstandskampf in anderen Ländern, über die Anstrengungen der Partei Lenins zur Verhinderung eines neuen Krieges. Da werden auch belletristische Werke ausgestellt von Schriftstellern, die selbst Teilnehmer des Großen Vaterländischen Krieges waren.

– Im sowjetischen Teil der Ausstellung habe ich russische Ausgaben von Peter Edel, Ruth Werner und Franz Fühmann gefunden, im DDR-Teil Bücher von Konstantin Simonow, Boris Polewoi, Wassil Bykau.

– Seit vierzig Jahren wird zwischen unseren Ländern Literatur ausgetauscht. Vor einiger Zeit kamen Kollegen aus der DDR zu uns mit einer Liste aller bei Ihnen erschienenen Literatur aus der Sowjetunion. Es war eine sehr lange Liste. Das halbe Gorki-Literaturinstitut – das ist nur wenig übertrieben – hat sie analysiert und dabei eine beglükkende Feststellung treffen können: Nirgends klafft eine Lücke zwischen dem, was an bedeutenden Werken bei uns geschrieben, und dem, was davon in DDR-Verlage übernommen wurde. In der DDR wurden die russische Klassik und die besten Werke der Gegenwartsliteratur aller Sowjetrepubliken verlegt. Bei uns gibt es vollständige Ausgaben der deutschen Klassiker und alle herausragenden belletristischen Werke von DDR-Autoren der Gegenwart.

– Gibt es Bücher, die in beiden Ländern immer wieder aufgelegt werden?

– Dazu gehört vor allem Kinderliteratur. Zu den in Ihrer Republik besonders gefragten sowjetischen Autoren zählen zum Beispiel Gorki, Ostrowski, Fadejew, Scholochow, Bondarew, Granin, Aitmatow. In unserem Land finden unter anderem die Bücher von Thomas und Heinrich Mann, Anna Seghers, Stephan Hermlin, Hermann Kant, Erwin Strittmatter, Christa Wolf ein großes Publikum. Von Fallada ist jetzt eine Werkausgabe vorgesehen. Und immer gehört das Interesse der Fachleute und des Publikums dem literarischen Nachwuchs.

– Sie haben Ihren Aufenthalt in der DDR zu einer Fahrt an die Oder genutzt?

– Ja, als Kundschafter der Roten Armee habe ich vor vierzig Jahren die Befreiung Berlins miterlebt. An der Oder gab es Ereignisse, die sich mir tief eingeprägt haben, und über die eigentlich eine Novelle geschrieben werden könnte. Vor dem Krieg habe ich am Leningrader Luftfahrttechnikum studiert. Ich war siebzehn, als ich mich 1941 an die Front meldete. Der Krieg hat meine Träume zerstört, Flugzeugkonstrukteur zu werden. Jetzt sorge ich für die Herausgabe von Büchern für den Frieden. Das ist auch eine sehr schöne Aufgabe.

Interview:
Constanze Treuber

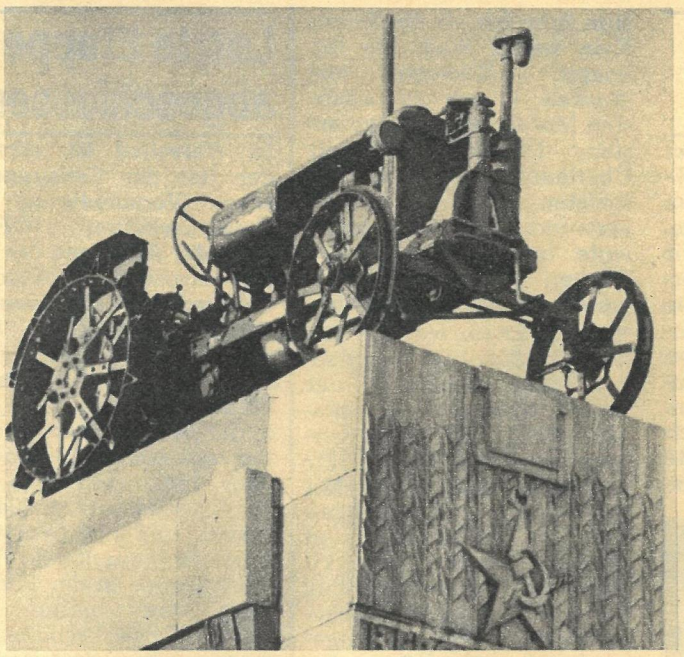
Die Wege des Leutnants Rita

„Was, Schauspielerin sind Sie? Arbeiten in einer Druckerei?" Der Mann im Kriegskommissariat lachte. „Nein, so was brauchen wir nicht an der Front." Niedergeschlagen verließ die schöne, junge Frau das Zimmer, vor dem Hunderte von Moskauern an diesem Sommertag 1941 warteten. Nicht lange, dann regte sich der Trotz in ihr. Sie meldete sich für einen Ausbildungskurs als Krankenschwester an. Nach der Schicht in der Druckerei arbeitete sie jeden Tag im Krankenhaus. „Am schlimmsten war es, wenn verwundete Kinder eingeliefert wurden", erzählt Rita Braun heute in ihrer ruhigen Wohnung in Berlin-Pankow. Verschlungen ist der Weg dieser Frau. Während des ersten Weltkrieges in Westbelorußland geboren, verlor sie früh die Eltern, siedelte mit sechzehn Jahren aus dem polnisch besetzten Gebiet über nach Moskau zur Tante, lernte an einer Schauspielschule, arbeitete als Korrektorin in der Druckerei. Und von hier aus ging sie an die Front – als Dolmetscherin. „Ich hatte schon im Gymnasium gut deutsch gelernt und reichen polnischen Gutsbesitzerkindern Nachhilfeunterricht gegeben.

Nun fuhr ich an die Front. Kein weiter Weg. Sie lag knapp 50 Kilometer vor Moskau. Gleich am nächsten Morgen sah ich den ersten Deutschen. Einen Überläufer, einen Antifaschisten. Er war schwer verwundet. Seine Landsleute hatten ihm in den Rücken geschossen. Viel konnte er nicht mehr berichten. Er starb kurze Zeit darauf." Ein Jahr nur dauerte Ritas Leben an der Front: Nach einem Agitationseinsatz aus dem vordersten Graben fuhr ihr Auto auf eine Mine. Mit schweren Verletzungen kam sie ins Lazarett und wurde später ausgemustert. Aber sie ließ keine Ruhe, bis man sie als Dolmetscherin in einem Kriegsgefangenenlager nahe dem befreiten Stalingrad einsetzte. „Hier kam mir meine Ausbildung als Schauspielerin zugute, denn mit den Kriegsgefangenen bildeten wir eine Theatertruppe, auch einen Chor. Vor allem die Italiener hatten herrliche Stimmen." Das Kriegsende erlebte Leutnant Rita im Krankenbett. Ihre alte Verwundung machte ihr zu schaffen. Nach der Demobilisierung begann sie 1946 bei der Zeitschrift „Sowjetliteratur" als Oberkorrektor und Übersetzerin zu arbeiten. Hier lernte sie den deutschen Kommunisten Otto Braun kennen und lieben. Sie heirateten und siedelten 1954 in die DDR über. Für sie war das kein leichter Entschluß, und bis ihr unser Land zur zweiten Heimat wurde, vergingen nicht wenige Jahre. Sicher half die Anerkennung als erfolgreiche Übersetzerin wie auch als aktive Genossin unserer Partei Rita Braun über manche Stunden des Heimwehs hinweg. Und nicht zuletzt ihr Lebensmut, ihr Humor. Jahrelang nannte sich eine ihrer erfolgreichsten Buchlesungen „Von der Sowjetunion lernen, heißt auch lachen lernen". *Hajo Obuchoff*

Letzte Etappe abgeschlossen

In Warschau ist kürzlich der Rat der Gesamtpolnischen Verständigung der Gewerkschaften (OPZZ) nach der Annahme des Statuts dieser fünf Millionen Mitglieder umfassenden Klassenorganisation registriert worden und hat damit Rechtsfähigkeit erlangt. Wenige Monate zuvor war in der Bergarbeiterstadt Bytom mit einem Treffen von über 1000 Vertretern von 106 Gewerkschaftsföderationen und 49 Wojewodschaftskommissionen die neue Etappe in der Formierung einer gesamtpolnischen Gewerkschaftsorganisation eingeleitet worden. Der Staatsrat der VR Polen hatte unmittelbar danach beschlossen, daß die Organisation sofort ihre Arbeit aufnehmen kann. Begonnen hatte der Neuaufbau vor gut zwei Jahren mit der Gründung von Betriebsorganisationen, die inzwischen auf 21 000 angewachsen sind. Heute vereint die gesamtpolnische Föderation über die Hälfte der etwa zehn Millionen Werktätigen des staatlichen Sektors der Wirtschaft. Die OPZZ vertritt über 90 Prozent aller Föderationen, und das Exekutivkomitee ist berechtigt, als Interessenvertreter der Mitglieder gegenüber Institutionen, Organisationen und Dienststellen in Polen sowie auf internationaler Ebene aufzutreten. Der OPZZ stehen ein 21köpfiger Rat und ein aus 78 Gewerkschaftern bestehendes Exekutivkomitee vor. Zum Vorsitzenden wurde der Vertreter der Föderation der Hüttenwerker, der Gewerkschaftsführer der Leninhütte Nowa Huta, Alfred Miodowicz, gewählt. Die OPZZ versteht sich nicht als eine Gewerkschaftszentrale, sondern als einheitlicher Sprecher in Fragen von gesamtpolnischem Interesse bei Wahrung der Eigenständigkeit der Branchen und Betriebsorganisationen. Die Gewerkschaften sehen in ihrem gemeinsamen Handeln einen notwendigen Beitrag für die Lösung wichtiger Fragen im Interesse der polnischen Werktätigen. Im sozialen Bereich, bei der Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen, des Arbeitsschutzes oder der Urlaubsgestaltung will die OPZZ aktiv werden. Erst Ende Januar wurde in Warschau zwischen dem FDGB und der OPZZ eine Vereinbarung geschlossen, die unter anderem den Austausch von 60 000 Urlaubern vorsieht. *Peter Kirschey*

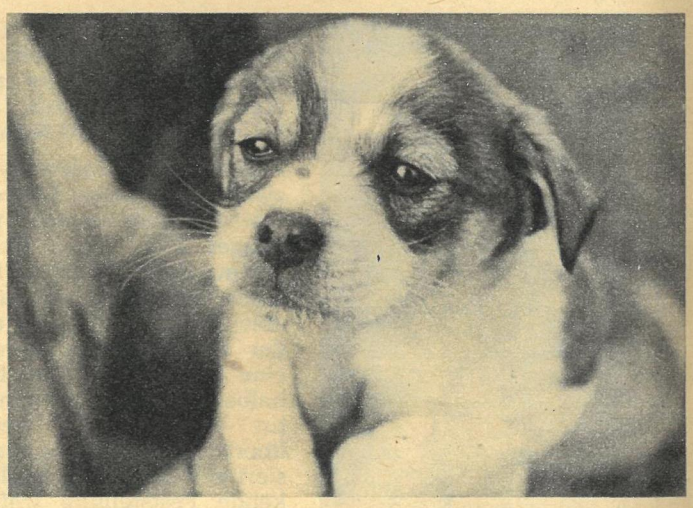


Darja rief die Frauen

Ein Traktor, stahlbereift – hoch oben auf sterngeschmücktem Postament an der Straße Moskau–Rjasan. Ein Traktor vom Typ „Universal", der einstmals als eine schlagkräftige Waffe sowjetischer Bauern bei ihren Schlachten um Saat und Ernte einen nicht minder legendären Ruf genoß wie der berühmte T-34 sowjetischer Tankisten. Sein Kampffeld freilich waren die Äcker, auf denen das Brot für Front und Heimat wuchs. Warum aber wurde gerade diesem Traktor die Ehre zuteil, und warum ausgerechnet hier, unweit des Dorfes Bagramowoi, fernab jeglichen Werkes, das Schlepper produziert. Wer sich Zeit nimmt, im nahen Ort der Frage nachzuspüren, der erfährt eine Geschichte – die Geschichte eines Mädchens aus Glebkowo-Diwowo. Als Vierzehnjährige hatte sie im Sowchos zu arbeiten begonnen, und weil sie zeigte, daß sie zupacken kann, wurde ihr schon bald übertragen, eine Feldbaubrigade zu leiten. Dann, es war 1935, gab's großes Aufsehen in der ganzen Gegend ringsumher: Der Sowchos erhielt seinen ersten Traktor. Jeder bewunderte ihn neugierig, die Männer beäugten ihn sachkundig. Wer die komprimierten Pferdestärken lenken sollte, galt als absolut klar: Männersache! Da meldete sich das Mädchen Darja zu Wort und sagte rundheraus, daß auch sie, eine Frau, sich durchaus imstande fühle, in den „Sattel" der neuen Technik zu steigen. Kurz und gut: Sie ließ nicht lokker, bis man auch sie zu einem Traktoristen-Lehrgang entsandte. Es begann der Krieg... Die Männer zogen zur Abwehr des Feindes an die Front; überall im Land nahmen Frauen ihren Platz ein, auch auf den Traktoren. Im schweren Jahr 1942 ging Darja ein weiteres Mal – und diesmal landesweit – voran, indem sie alle Traktoristinnen der Union aufrief, mit den Mechanisierungsbrigaden ihres Sowchos um beste Ergebnisse zu wetteifern. Eine Frau, eine Initiative: einstmals Titelbild und Schlagzeile. Und heute? Darja Garmasch, die Frau mit dem gütigen Gesicht, der warmen, zugleich auch resoluten Stimme, hat uns in ihr Arbeitszimmer geführt, zeigt uns Bilder aus ihrem Leben, erzählt uns ein wenig von sich, von ihrem Alltag als Leiterin eines zentralen Landmaschinenparks hier im Gebiet Rjasan (rollendes Potential: nahezu 100 000 PS!), von den Menschen, die sie schon dreimal als Deputierte in den Obersten Sowjet wählten und mehrmals zu Parteitagen der KPdSU delegierten. Der Stern eines Helden der Arbeit ist der einzige Schmuck, den sie trägt. Das also ist die Frau, der man, um sie und ihr Wirken zu ehren, das Denkmal an der Straße bei Bagramowoi errichtete... *Boris Pankow*

Tierisches

Das ausdrucksvolle Porträt dieses jungen Hundes entstand in der kürzlich neu gegründeten Zuchtfarm im bulgarischen Dorf Sennik, das zum Agrar-Industrie-Komplex von Sevlievo gehört. Die Züchter um Dimiter Angelov arbeiten eng mit Experten des Tierzucht-Instituts von Trojan zusammen und sorgen dafür, daß ihre Schützlinge – englische und ungarische Hirtenhunde – nach erprobten Methoden heranwachsen.

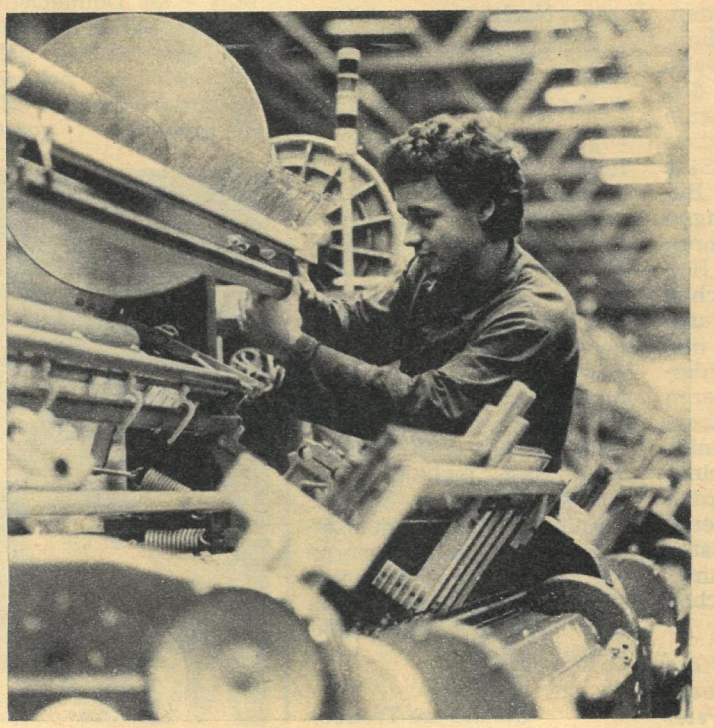


Scharfes

In den letzten Jahren mußte der Boden in der Provinz Binh Tri Thien im Süden Vietnams von mehr als sieben Millionen Bomben und Minen befreit werden, wurden 60 000 Hektar Land urbar gemacht. Auch die Arbeiterinnen der staatlichen Tan Lam-Con Thien-Farm, die auf dem Gebiet einer früheren US-Militärbasis Felder anlegten und – wie unser Foto zeigt – gegenwärtig bei der Pfefferernte sind, trugen mit dazu bei, daß heute, 10 Jahre nach der Befreiung, die jährliche Nahrungsmittelproduktion Vietnams auf 470 000 Tonnen angewachsen ist.

Weiches

Von dunkelbraun über hellblau und silber bis perlmutt reicht die Farbskala der über 50 000 Nerzfelle, die die Tuapsinsker Tierfarm in der Region Krasnodar für die diesjährige Frühjahrsauktion in Leningrad bereitstellte. 1984 konnte dieser Zuchtbetrieb einen Umsatz von über 3,5 Millionen Rubeln erzielen.



Maschinelles

Milan Fojtů montiert im Textilmaschinenbau Zbrojovka im nordmährischen Vsetín eine neue Maschine, mit der gestrickt und gewebt werden kann. Sein Betrieb produziert seit 1962 neben Großstrickmaschinen vor allem Düsenwebstühle. Sie werden eingesetzt, um ein breites Sortiment von Baumwollstoffen sowie Seiden- und Glasfiberfabrikaten zu erzeugen. Das Werk, Alleinhersteller dieser Webstühle im RGW, exportiert seine Produkte in 44 Länder der Erde. Neben dem Hauptabnehmer UdSSR sind darunter auch solche Länder mit einer eigenen hochentwickelten Textilindustrie wie die USA, die BRD, Großbritannien und Italien.

Der letzte Tag des Krieges

Am frühen Morgen des 9. Mai 1945 erreichte zwischen drei und vier Uhr der T 34 des Gardeunterleutnants Gontscharenko als erster den Stadtrand von Prag. Mit ihm drangen von Nordwesten und Norden die Panzerarmeen der 1. Ukrainischen Front, von Süden die Truppen der 2. und von Osten der 4. Ukrainischen Front mit dem 1. Tschechoslowakischen Armeekorps unter General Ludvik Svoboda in die Moldaumetropole ein. Die Sowjetsoldaten verhinderten durch zügige Kampfhandlungen die Niederwerfung des Prager Aufstandes, zu dem sich das Volk am 5. Mai erhoben hatte, und schnitten der faschistischen Heeresgruppe Mitte den Rückzugsweg nach Westen ab. Obwohl die Vertreter des deutschen Oberkommandos bereits am 8. Mai in Berlin bedingungslos kapituliert hatten, lehnte diese Heeresgruppe eine Kapitulation ab. Die schlecht ausgerüsteten, im Kampf unerfahrenen etwa 30 000 Aufständischen mußten vor dem faschistischen Ansturm trotz heldenhaften Widerstandes immer mehr zurückweichen. Wehrmachtsverbände und SS-Einheiten gingen grausam vor. Das sowjetische Oberkommando hatte die Durchführung der Operation zur Rettung und Befreiung Prags befohlen. Die 1. Ukrainische Front legte von Dresden die rund 80 Kilometer bis Prag in kürzester Zeit zurück. Als die sowjetischen Panzer in der tschechischen Hauptstadt eintrafen, waren die erbitterten Kämpfe zwischen den Aufständischen und SS-Einheiten in vollem Gange. Überall wurden die Befreier begeistert empfangen. Bis zehn Uhr hatten die Truppen der 1. Ukrainischen Front mit Unterstützung durch die Bevölkerung die Stadt von den deutschen Okkupanten befreit. Gegen dreizehn Uhr trafen von Südosten her Verbände der 2. Ukrainischen Front ein. Marschall Konew konnte nach Moskau die Erfüllung des Kampfauftrages melden. Die Tschechoslowakei war frei. 144 000 Sowjetsoldaten gaben ihr Leben. 300 000 Tschechen und Slowaken fielen im nationalen Befreiungskampf, allein 2000 auf den Barrikaden Prags. An diesem 9. Mai des Jahres 1945 war in Europa der Krieg zu Ende gegangen.

Dr. Peter Pankau

Die „Großen" und „Kleinen"

Das vornehmlich beim Dolmetschen und im Schach gebräuchliche Wort „simultan" kommt aus dem Lateinischen und heißt „gleichzeitig". Simultanveranstaltungen großer Schachmeister, die gegen eine bestimmte Anzahl meist schwächerer Gegner zugleich spielen und dabei von einem Brett zum anderen ziehen, gibt es schon lange. Und immer wieder haben die „Großen" dabei auch versucht, auf Rekordjagd zu gehen. 1922 spielte Kubas Weltmeister Capablanca in Cleveland gegen 103 Personen, wobei er keine Partie verlor und nur eine remis abgab. Inzwischen steht der „Weltrekord" in ganz anderen Regionen: Im vorigen Jahr schraubte ihn der tschechoslowakische Großmeister Hort auf 633 Partien, und am Ende waren dreiunddreißig Stunden vergangen! Intimer, klein aber fein ging es kürzlich im Berliner Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur zu. An sechzig Brettern stellten sich vor: Georgi Agsamow, der erste Großmeister aus dem asiatischen Teil der Sowjetunion (Bild ganz oben), Kubas Großmeister Guillermo Garcia (Bild darunter) sowie der zehnfache DDR-Titelträger und Großmeister Wolfgang Uhlmann (Bild unten). Mit ihrem Berlin-Besuch setzten die drei eine den Berlinern sehr liebgewordene Tradition fort. Besonders Vertreter der sowjetischen Schachschule haben in der Vergangenheit schon mehrfach in unserer Hauptstadt simultan gespielt – zum Beispiel die Weltmeister Anatoli Karpow, Michail Botwinnik, Michail Tal und Wassili Smyslow. Nun bewiesen auch Agsamow, Garcia und Uhlmann ihre hohe Meisterschaft im Spiel auf den 64 Feldern, denn sie verloren keine einzige Partie. Gleichwohl konnten sechs ihrer Gegner ein Remis erreichen. Darunter zwei besonders glückliche: Der elfjährige Christian Schramm und der zwölfjährige Dirk Beyer von der Betriebssportgemeinschaft Post Berlin. Sie waren mit ihrem Übungsleiter gekommen und spielten gegen Wolfgang Uhlmann, der ihnen ein für ihr Alter schon beachtliches Können bescheinigte und meinte, ihre Remispartien gegen ihn seien sicherlich sehr anspornend für sie. „Ein solches Erfolgserlebnis ist wichtig." Der Großmeister aus Dresden, der wenige Tage später das „Potsdamer Schachfestival '85" gewann, gestattete noch ein drittes Remis durch Dr. Eberhard Wahner von der Bauakademie. Georgi Agsamow trennte sich zweimal unentschieden (gegen Horst Kömling aus Bernau und Manfred Kuhle aus dem Bezirk Potsdam). Auch Guillermo Garcia kam nicht ungeschoren davon. Allerdings remisierte er nur einmal – gegen den Autor dieses Beitrages.

Dagobert Kohlmeyer

● Erfahrenes

Mit den Jahren bin ich darauf gekommen, daß nicht die Masse der Erlebnisse wichtig ist, sondern ihre Tiefe.

Karel Gott, Prag

● Am Rande

Eine „Renaissance des Fahrrads" verkündete kürzlich die Budapester Verkehrswissenschaftliche Vereinigung. Zur Zeit gäbe es in Ungarn bereits 4,5 Millionen Fahrräder, und die Nachfrage wachse von Jahr zu Jahr. Deshalb soll künftig die Strecke der Radfahrwege in den Großstädten auf rund 500 km erweitert werden. Drahteselreiter sind wieder obenauf!

● Splitter

Eine wertvolle Pfeifensammlung besitzt der Ungar Miklós Gaál aus Kiskunmajsa. Sie besteht aus 120 Exemplaren und demonstriert die Geschichte des Pfeifenrauchens von den Anfängen bis zur Gegenwart. Kostbarstes Stück ist eine Wasserpfeife aus Damaskus.

Hier lernt man
offenbar die Kunst
des Produzier'ns
von blauem Dunst.

Fast 1000 Seemeilen legte im Schwarzen Meer auf einer Kreuzerjacht die Dozentin der Moskauer Technischen Hochschule, W. Ostrowskaja, im Alleingang zurück. Im Verlauf von vierzig Tagen hielt die kühne Frau dreizehn heftigen Stürmen stand.

Sooo stürmisch,
meinte sie benommen,
sei ihr noch nie
ein Mann gekommen ...

Auch in der Mongolischen Volksrepublik hat man das Bier schätzen gelernt. Nach anfänglichen Absatzproblemen stieg die Nachfrage in den letzten Jahren enorm. Die Brauerei in Ulan-Bator zapft inzwischen jährlich 10 Millionen Liter ab.

Das hätt', wenn
wir zusammenfassen,
sich Tschinggis-Chan
nie träumen lassen.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: D. Christel, R. Braun (privat), V. Hohlfeld, V. Gende-Rote, W. Schulze (3), TASS/W. Welengurin, BTA, ČTK/P. Berger, VNA/Hong Hoa; Vignette: D. Schüler

Wie oft er schon hier oben auf dem Plateau der Kadinjača gestanden hat, vermag Milan Bosiljčić (Bild unten) nicht zu sagen. Aber immer wieder zieht es den nun Fünfundsechzigjährigen zu dieser Anhöhe 14 Kilometer nordwestlich von Titovo Užice, auf der heute eine eindrucksvolle Gedenkstätte mit Obelisk, Betonstelen und Museum an eine der vielen legendären Episoden des Volksbefreiungskrieges der Völker Jugoslawiens gegen die faschistischen Eindringlinge erinnert. Milan Bosiljčić ist der letzte noch lebende Teilnehmer an dieser opferreichen Schlacht. Bedächtig, mit leiser Stimme, erzählt er: „Als die deutschen Faschisten in unser Land einfielen, zählte ich ganze 21 Jahre – und ging zu den Partisanen. Ich begriff, daß es keinen anderen Weg geben konnte als den, der vom ZK der jugoslawischen Kommunisten gewiesen wurde: entschlossen den Volkskrieg gegen die Eroberer führen." Bis zum Herbst jenes Jahres hatten die Partisanenverbände bereits beträchtliche Teile des jugoslawischen Territoriums unter ihre Kontrolle gebracht. Zu ihrer wichtigsten Basis wurde ein 19 000 Quadratkilometer umfassendes befreites Gebiet in Westserbien, nach dem Namen seiner Metropole die Užicer Republik genannt.

Gegen diese Bastion startete das deutsche Oberkommando mit nach Zahl und Bewaffnung weit überlegenen Verbänden eine Offensive in der Absicht, damit zugleich das Gros der Partisaneneinheiten zu vernichten. Um das zu vereiteln, die Hauptkräfte der Partisanen durch eine Absetzbewegung über den Gebirgszug des Zlatibor kampffähig zu erhalten und die Evakuierung der Verwundeten, der Werkstätten, Vorräte sowie des Obersten Stabes zu ermöglichen, mußte dem Feind möglichst lange der Weg verlegt werden. Das konnte nur auf der Kadinjača geschehen, weil aus dieser Richtung die stärksten faschistischen Stoßkeile vordrangen. Für diese Aufgabe stand allein das Užicer Arbeiterbataillon zur Verfügung – aus 270 Webern und Schneidern, Schuhmachern und Bäckern erst kurz zuvor formiert; blutjunge Burschen von kaum 16 Jahren darunter, lediglich mit Gewehren und einer einzigen 75-mm-Kanone bewaffnet. Der Bataillonskommissar hatte vor den Kämpfern offen ausgesprochen, wie schwer der Auftrag sei, wie gering die Aussicht zu überleben. Und jedem freigestellt, nicht mitzugehen. Keiner trat aus der Reihe.

„In der Nacht zum 29. November 1941 gingen wir in Stellung", berichtet Milan Bosiljčić. „Am nächsten Morgen griffen die Faschisten an. Mehr als sechs Stunden hielten wir ihrer Übermacht stand. Dann lebten nur noch wenige von uns. Aber der Auftrag war erfüllt, die Evakuierung aus Užice gelang." Er selbst konnte sich zu den Partisaneneinheiten durchschlagen, aus denen wenig später die 1. Proletarische Brigade gebildet wurde, der Grundstein der jugoslawischen Volksbefreiungsarmee.

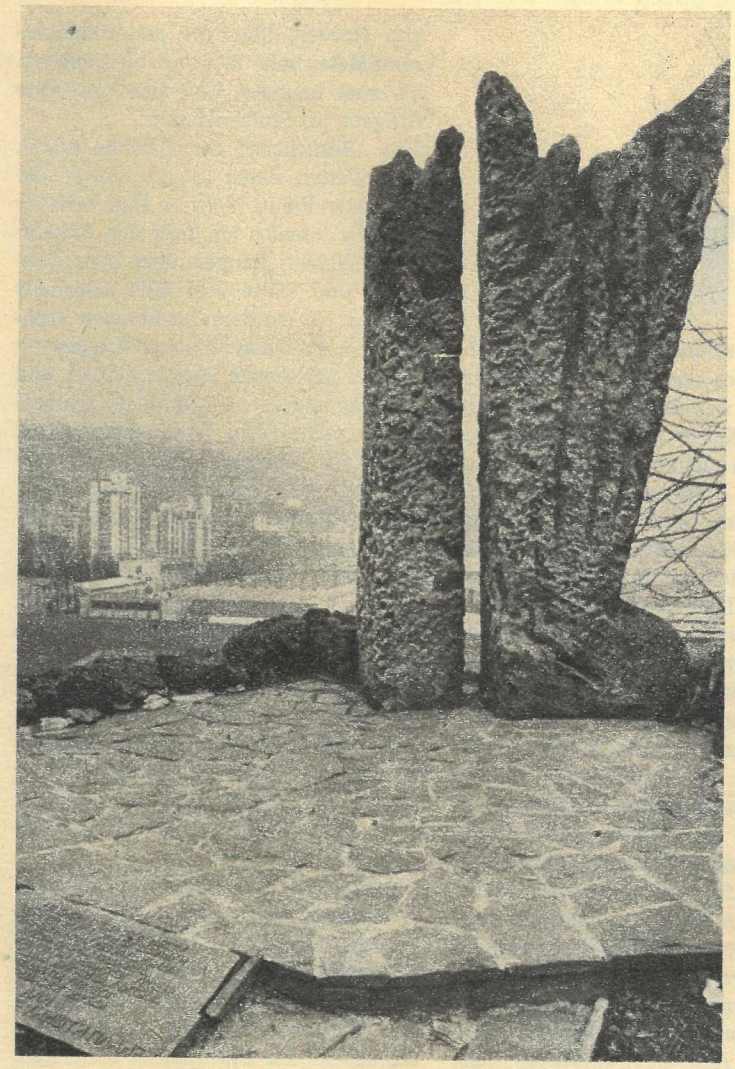
Der Kampf ging weiter – bis schließlich im Oktober 1944 gemeinsam mit Truppen der Roten Armee Belgrad befreit wurde und im Mai 1945 auch die letzten faschistischen Gruppierungen zerschlagen waren.

Welch schwerer, welch opferreicher Weg. Das Memorial auf der Kadinjača kündet davon ebenso wie in Titovo Užice das Partisanengrab und das Denkmal an der Stelle, wo die Naziokkupanten zwei

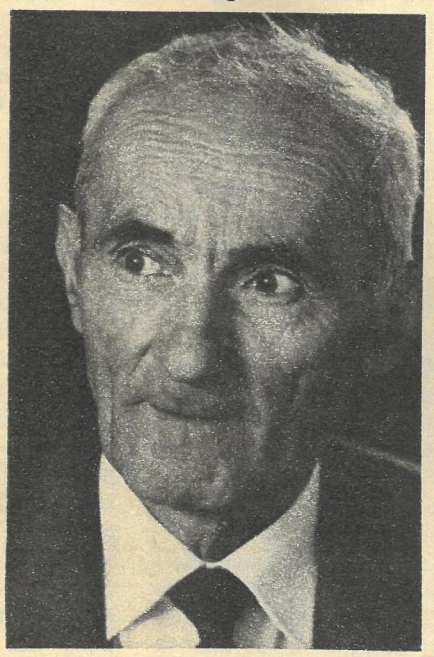
gefallene Partisanenkommandeure öffentlich verbrannten, nachdem sie deren Leichen vorher tagelang in der Stadt aufgehängt hatten.

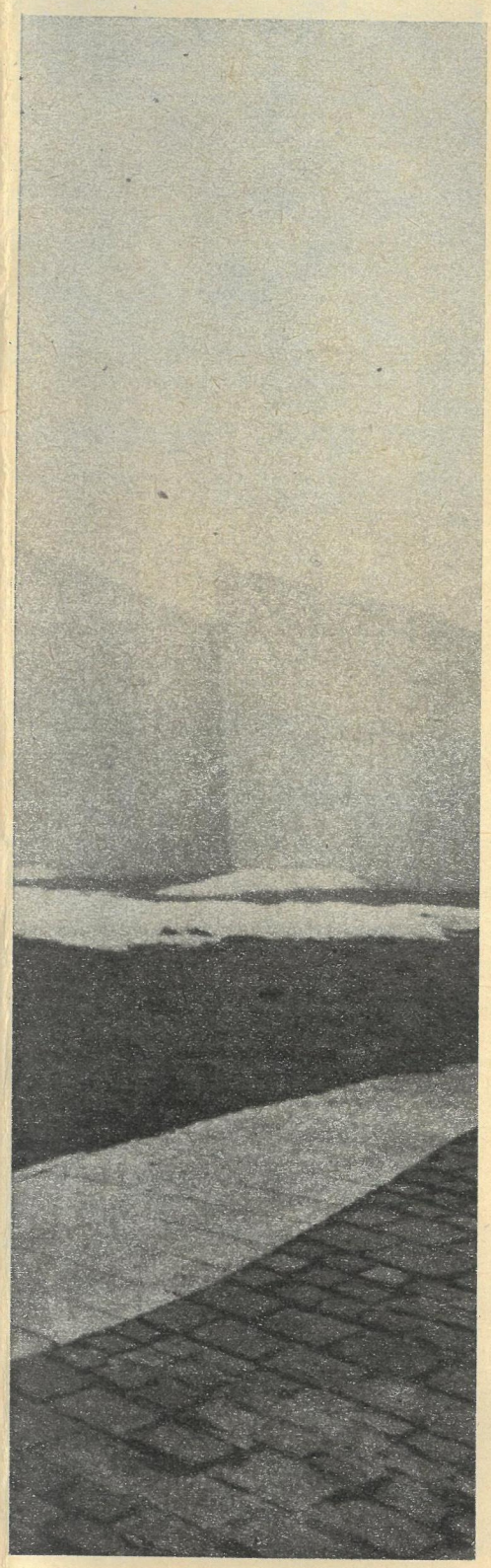
Viele solche Stätten des Gedenkens und der Mahnung gibt es in Jugoslawien. Sie alle sind Zeugnisse für den gewichtigen Beitrag, den die jugoslawischen Völker für den Sieg über den barbarischen Faschismus leisteten und den hohen Preis, den sie zahlten: 1,7 Millionen Jugoslawen – davon 300 000 Kämpfer der Volksbefreiungsarmee – gaben dafür ihr Leben. Im 40. Jahr seit der Befreiung ist das von ihnen hinterlassene Vermächtnis für uns heute Lebende von brennender, verpflichtender Aktualität: Laßt nie wieder zu, was damals geschah; bewahrt den Frieden.

Wolfgang Clausner (Text)
Detlev Steinberg (Bild)



Gedenkstätte für die hier verbrannten Partisanenkommandeure (Bild links). Einer der Kämpfer von der Kadinjača: Milan Bosiljčić. Das Partisanengrab von Titovo Užice (unten): Für das Leben gab ich das Leben.





In der Nacht gingen wir in Stellung

Erinnerungen eines jugoslawischen Partisanen

Im Banne der Belucha

„Vor uns die Weiten des Altai. Sie offenbaren sich uns in allen ihren ineinanderfließenden blauen und grünen Schattierungen, in der Ferne in das Weiß des Schnees übergehend... Die Gräser ragen höher als ein Reiter. Viehherden, rauschende Flüsse, potentielle Elektroenergie – alles das gibt dem Altai eine ungeahnte Bedeutung." So die Schilderung des berühmten russischen Malers Nikolai Konstantinowitsch Roerich (1874–1947), der im Jahre 1926 den Altai besuchte. Roerich, ein Mensch mit ungewöhnlichen Talenten, der viele Jahre seines Lebens in Indien zubrachte, hielt sich in Tjungur am Katunfluß auf, stieg von da den Akkem aufwärts bis zum See und malte die Schneehäupter der Belucha in ihren vielfältigen Stimmungen. In diesem Gebirge gibt es Flecken, die bis heute noch keines Menschen Fuß betreten hat.

Uns, eine Gruppe von Bergsportlern der DDR, führte das Vorbild Roerichs hierher. Auf seinen Spuren wollten wir die höchsten Berge Sibiriens und die Quellen des größten Stromes, des Ob, besuchen. – Ausgangspunkt: Gorno-Altaisk, die Hauptstadt des Autonomen Gebietes Berg-Altai. Ein kleines Linienflugzeug bringt uns nach der alten russischen Siedlung Ust-Koksa, von wo aus wir durch das Tal der Katun abwärts fahren. In Tjungur endet die Straße, über eine Hängebrücke gelangen wir auf das südliche Ufer des Flusses. Hier beginnt der Fußmarsch – unser Ziel: das Reich der Belucha.

„Freundliche Katun, klingende, blaue Berge, leuchtende Blumen und beruhigende grüne Wiesen und Zirben...", vermerkte Roerich in seinem Tagebuch. Wälder bedecken ein Viertel des Altai, die knorrige Zirbelkiefer herrscht in den oberen Lagen vor. Auf unserem Weg durch den Talwald begegnen uns Blumen und Stauden in ungeahnter Fülle: wilde Pfingstrosen, Levkojen und Heckenrosen, verschiedene Orchideen, Türkenbundlilien. Den Boden bedecken Moose, von den Lärchen und Zirben hängen die Bärte der Flechten herab. Preisel- und Moosbeeren, schwarze und rote Johannisbeeren und erstaunliche – bis zu drei Meter hohe! – Sträucher der Blaubeere besiedeln diese Taiga. Der Pflanzenreichtum des Altai übertrifft alle benachbarten Gebiete: Mit nahezu 2000 Arten besitzt er zweieinhalbmal mehr als die gesamte westsibirische Niederung.

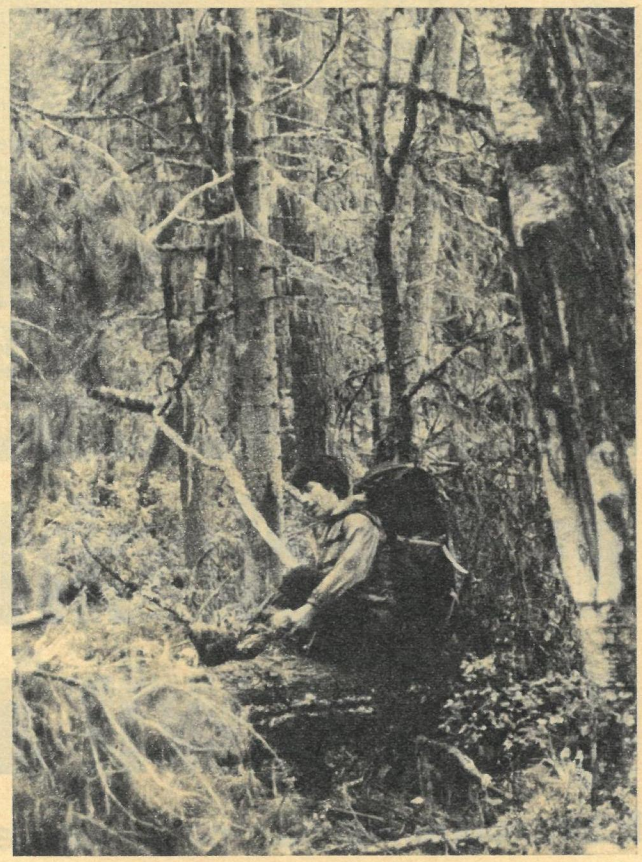
In einem geographischen Werk wurde der Altai zum ersten Mal 1459 vermerkt – auf der Weltkarte des Fra Mauro. Doch schon Marco Polo berichtete vom Altai, der „irgendwo im Norden" liege. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gelangte eine Abteilung russischer Kosaken in die Altaiberge. Nach ihnen kamen aus Rußland, auf der Flucht vor religiöser Verfolgung, die Verfechter des alten Glaubens, die Raskolniki, und siedelten sich in den Flußtälern von Katun und Koksa an. Die Altgläubigen suchten im Altai das Land des „Weißen Wassers", in welchem sich angeblich der reine Glaube bewahrt hatte. Ihre Nachbarn, die eigentlichen Altaier aus den seit Jahrtausenden hier ansässigen Turkstämmen, pflegten in ihrer Religion Elemente des Schamanismus. Sie verehrten den Eisberg Mus-Du-Tau oder Katun-Basch, eben die Belucha, als eine ihrer Gottheiten.

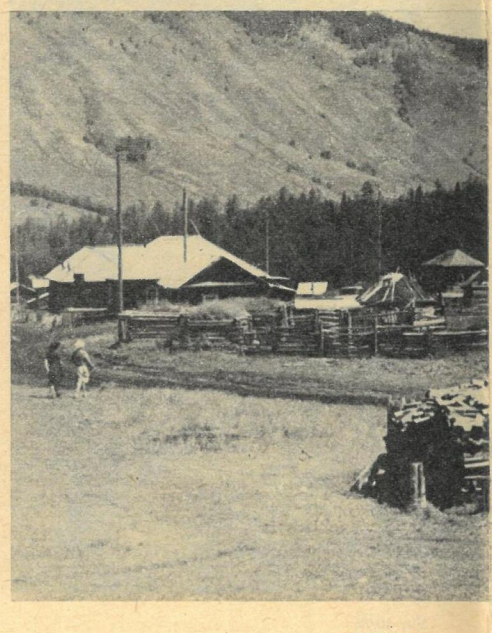
„Die Belucha – sie steht als schneeweißes Zeugnis des Vergangenen und als Bürge für das Künftige", schrieb Nikolai Roerich. Das Massiv der Belucha wird durch einen Doppelgipfel gebildet, dessen östliche Spitze mit 4506 Metern höher als das Matterhorn aufragt, während der Westgipfel mit 4450 Metern etwas darunter bleibt. Zusammen mit einer Reihe weiterer Viertausender krönt es den Katunkamm, die höchste Erhebung des Altai-Gebirgssystems, das wiederum ein Teil ist des über 4000 km langen Tienschan-Transbaikalischen Gebirgsgürtels. Seine geologisch stark wechselnde Struktur prägt auch den Katunkamm: In die Lagen aus Schiefer und Sandsteinen drängten sich granitene Intrusionen. Eine dieser Gesteinsschmelzen brachte das Massiv der Belucha und die benachbarten Berge hervor. Die Erstersteigung des Hauptgipfels glückte im Juli 1914 zwei Glaziologen, den Brüdern Boris und Michael Tronow; die Besteigung der Belucha von Norden, über die anderthalbtausend Meter hohe Eiswand, bleibt jedoch bis zum heutigen Tag eine ungelöste Aufgabe für Spitzenkönner.

Uns „Besuchern" der Belucha macht das Wetter einen Strich durch die schönsten Pläne. Mehrere Tage verbringen wir tatenlos am Ufer des Akkem-Sees. Wolken hängen über dem Zeltdach, und Mitte Juli fällt mehrmals Schnee. Die vordem leuchtenden Trollblumen, Akelei und Primeln hängen unter der Schneelast ihre Köpfchen, und das klägliche Piepsen der eben aus dem Nest geschlüpften Braunkehlchen ist erstorben. Unsere Hoffnung auf eine Bergtour schrumpft mehr und mehr; wir fürchten abziehen zu müssen, ohne die Belucha richtig gesehen zu haben. Doch dann, eines Morgens, öffnet sich der Vorhang, die Nebel sinken herab, und die Sonne tupft die letzten Fetzen aus den Talwinkeln. Vor uns steht, strahlend feiertäglich, in reinstem Weiß, die Belucha über dem Akkem. Ihr makelloses Spiegelbild im See übertrifft alles vordem Gesehene. Jetzt können wir ahnen, was es mit der Legende vom „Tor zum geheimnisvollen Land" auf sich hat.

Rückmarsch durch die Taiga des Kutscherla-Flusses. Auf schmalem Pfad, mitunter weglos, durch die Wirrnis alter oder frischer Windbrüche, geht es talwärts, bis wir nach Tagen das Altaierdorf Kutscherla erreichen. Auffallend die abseits der Blockhäuser stehenden rindengedeckten Küchen. Mit ihrem sechseckigen Grundriß, den runden Spitzdächern, erinnern sie an die Jurten von Nomaden.

Am Ufer der Katun stand unser erstes, beziehen wir nun auch unser letztes Lager. Infolge ausgiebiger Regenfälle ist das Wasser inzwischen um zwei Meter gestiegen. Der Fluß entspringt den Gletschern auf der Südseite des Katunkammes, den er in großem Bogen, wie ein riesiges Hufeisen, umfließt. Über tausend Gletscher sind es, die ihre



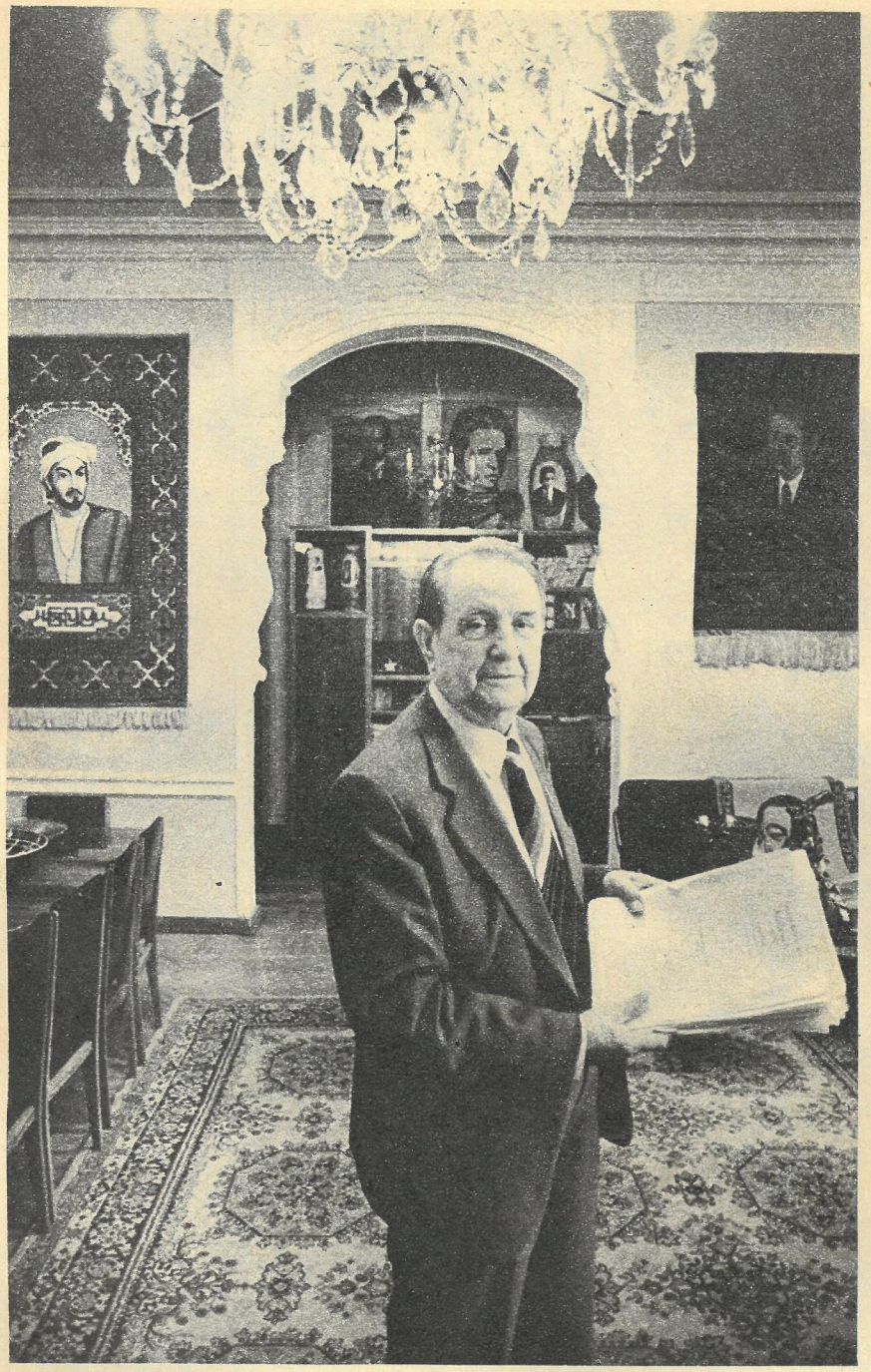


Rechts oben: Die Schneegipfel der Belucha über dem Akkem-See (der Hubschrauber bringt Teilnehmer eines Alpinistenlagers in das Hochtal). – Untere Bildreihe: Wildwuchernde Taiga in den Niederungen. Das Dorf Kutscherla (im Vordergrund eine der Sommerküchen). Einsames Ufer am Kutscherla-See.

Schmelzwässer in die Katun entlassen. Die größten bis zu zehn Kilometer lang, 900 km² die eisbedeckte Fläche.

Ein Autobus befördert uns zurück nach Ust-Koksa. Wie die Lokalzeitung „Swesda Altaja" schreibt, „brachte man eine mutige Fünfermannschaft aus der DDR auf den Weg durch den Altai, wo sie selbständig die schwierigste Route meisterte..." Ein freundliches Kompliment. Wir haben nichts „gemeistert", keinen Berg bezwungen, nichts erforscht. Der Altai aber hat uns gefangengenommen – wie Nikolai Roerich. „Wer hat gesagt, der Altai sei unbarmherzig und unzugänglich? Wessen Herz schreckt zurück vor seiner rauhen Macht und herben Schönheit..."

Natascha und Georg Renner
(Bild und Text)



Das sowjetische Fernsehen dreht zur Zeit einen 6teiligen Spielfilm, der eine interessante Geschichte aus der Gegenwart Sibiriens erzählt. Zu diesem Film schrieb der Schriftsteller GEORGI MARKOW auf der Grundlage seines Romans „Dem kommenden Jahrhundert" das Szenarium. Dieser Roman erschien soeben unter dem Titel „Aufbruch" im Verlag Volk und Welt Berlin in deutscher Sprache. Markow, bekannt durch seine Romane „Die Strogows", „Salz der Erde" und die Trilogie „Sibirien", schlägt hierin ein neues Kapitel der künstlerischen Erforschung Sibiriens auf.

Das schöne Land Sinegorien

FW-Mitarbeiter Helmut Zemke sprach mit dem sowjetischen Autor im Moskauer Haus des Schriftstellerverbandes, dem ehemaligen Rostowschen Palais aus Lew Tolstois Roman „Krieg und Frieden".

Biographisches

GEORGI MOKEJEWITSCH MARKOW geboren am 20. April 1911 in Nowokuskowo im Gebiet Tomsk. Sohn eines Bauern und Taigajägers, arbeitete als Jäger und Hirte, später als Dorfkorrespondent und Redakteur verschiedener Jugendzeitungen und Zeitschriften, schrieb Reportagen und Erzählungen vom Aufbau Sibiriens und 1939 seinen ersten Roman „Die Strogows".

Während des Großen Vaterländischen Krieges war er Frontkorrespondent.

1955 erschien der erste Teil seines Romans „Salz der Erde".

1969 bis 1971 Erscheinen der Roman-Trilogie „Sibirien".

Auf dem 2. Schriftstellerkongreß 1954 in Moskau wurde Markow zum Mitglied des Präsidiums des sowjetischen Schriftstellerverbandes gewählt und war ab 1956 neben Konstantin Fedin in der Organisation tätig, zu deren 1. Sekretär er später gewählt wurde.

Markow ist Träger des Leninpreises und des Staatspreises der UdSSR und wurde im Jahre 1984 für seine gesellschaftspolitische Arbeit als 1. Sekretär des Schriftstellerverbandes der Sowjetunion mit dem Titel „Held der sozialistischen Arbeit" ausgezeichnet.

Klingt utopisch – Sinegorien! Irgendwie nach einem andern Stern... Vergeblich suchte ich dieses Land auf der Karte Sibiriens. Trotzdem erkannte ich sofort Umrisse einer Wirklichkeit, die zugleich phantastisch und sehr gegenwärtig ist.

Da stirbt ein wichtiger Mann, ein Kämpfer, ein Haudegen des Wirtschaftsaufbaus, ein Gebietsparteisekretär inmitten seiner alltäglich scheinenden Arbeit. Wer wird das von ihm Begonnene fortsetzen? Und wird nicht derjenige seine eigenen Pläne verwirklichen wollen? Die Wahl fällt auf einen jungen Kommunisten, einen überaus gebildeten, willensstarken, tüchtigen und liebenswerten Typ, einen Menschen nach Maß. Auf internationalem Parkett ebenso zu Hause wie in heimatlichen Fluren. Wie er die Abenteuer seines Anfangs besteht, wie er seine Provinz von der Größe eines großen europäischen Landes verwaltet, wie er die unvermeidlichen Widersprüche und Konflikte, die sich aus seinem Auftrag ergeben, bewältigt oder auch nicht, wie er das Phantastische zur Realität zu machen versucht, dies alles schildert der Roman, der durchaus den Titel „Das schöne Land Sinegorien" verdient hätte. Bei uns heißt er schlicht „Aufbruch", und dieser Titel signalisiert eben jene Aufbruchsituation an der Schwelle zwischen Gegenwart und Zukunft, eine Situation, die symptomatisch für den Kontinent Sibirien sein dürfte.

Georgi Markow muß es wissen. Er ist Sibirier, er hat den Stolz, die Tatkraft, die Unbeugsamkeit, die Erfindungsgabe, die Fähigkeit, drei Dinge gleichzeitig zu tun, von seinen Vorvätern geerbt, die einst aus dem Gouvernement Tambow aufbrachen in dieses „schöne Sinegorien". Natürlich ist das eine Metapher, und es scheint mir zeitweilig, daß es vielleicht auch ein Land Irgendwo, eine Insel Utopia ist.

Markow: Nein, das ist es nicht. Sehen Sie sich das Gebiet der mittleren Ob-Ebene an, dann wissen Sie, daß Sinegorien nur ein anderer, freilich erfundener Name für das sich in nie gekanntem Ausmaß entwickelnde Industrie- und Wirtschaftsgebiet Westsibiriens ist. Ich habe aus mehreren westsibirischen Gebieten eine Karte angefertigt, ein Konzentrat aller dieser Territorien. Was die Zeit anbelangt, so ist sie eine Zukunft, die tief in die Gegenwart hineinragt. Man kann das einfach nicht trennen. Und um beides zu sehen und zu erleben, muß man in die Vergangenheit zurückblicken.

FW: Nun haben Sie ja in Ihrem bisherigen Werk wie kaum ein anderer Autor diese sibirische Vergangenheit aufgearbeitet. In den „Strogows" zeichneten Sie ein Bild der Zeit von den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zu den Ereignissen des Bürgerkrieges. In den „Sibirien"-Romanen führen Sie uns den Vorabend der Oktoberrevolution vor Augen. Könnte man da von einer künstlerischen Chronik sprechen?

Markow: Ich würde es künstlerische Erforschung nennen. Meine gesamte

literarische Arbeit ist mit diesem Land verbunden. Nicht, weil ich nichts anderes wüßte. Ich bin Russe und habe fast ein halbes Leben außerhalb Sibiriens verbracht. Es ist einfach die Tatsache, daß in dieser ungeheuren Weite eine solche Vielfalt an Themen, Stoffen, Menschen enthalten ist wie sonst nirgends. Sibirien ist eine ganze Welt. Wer sich ihr zuwendet, hat ein Leben lang zu tun. Dieser Teil unseres Landes ist eine wahre Fundgrube für den Schriftsteller. Natürlich hängt die Wahl meines Generalthemas auch mit meiner Biographie zusammen. Hier habe ich Kindheit und Jugend verlebt, hier habe ich gearbeitet, hier bin ich auf Entdeckungsfahrten gegangen. Und ein dritter wesentlicher Gesichtspunkt: Keine andere Region der Sowjetunion hat eine solche Bedeutung für die Zukunft des gesamten Landes.

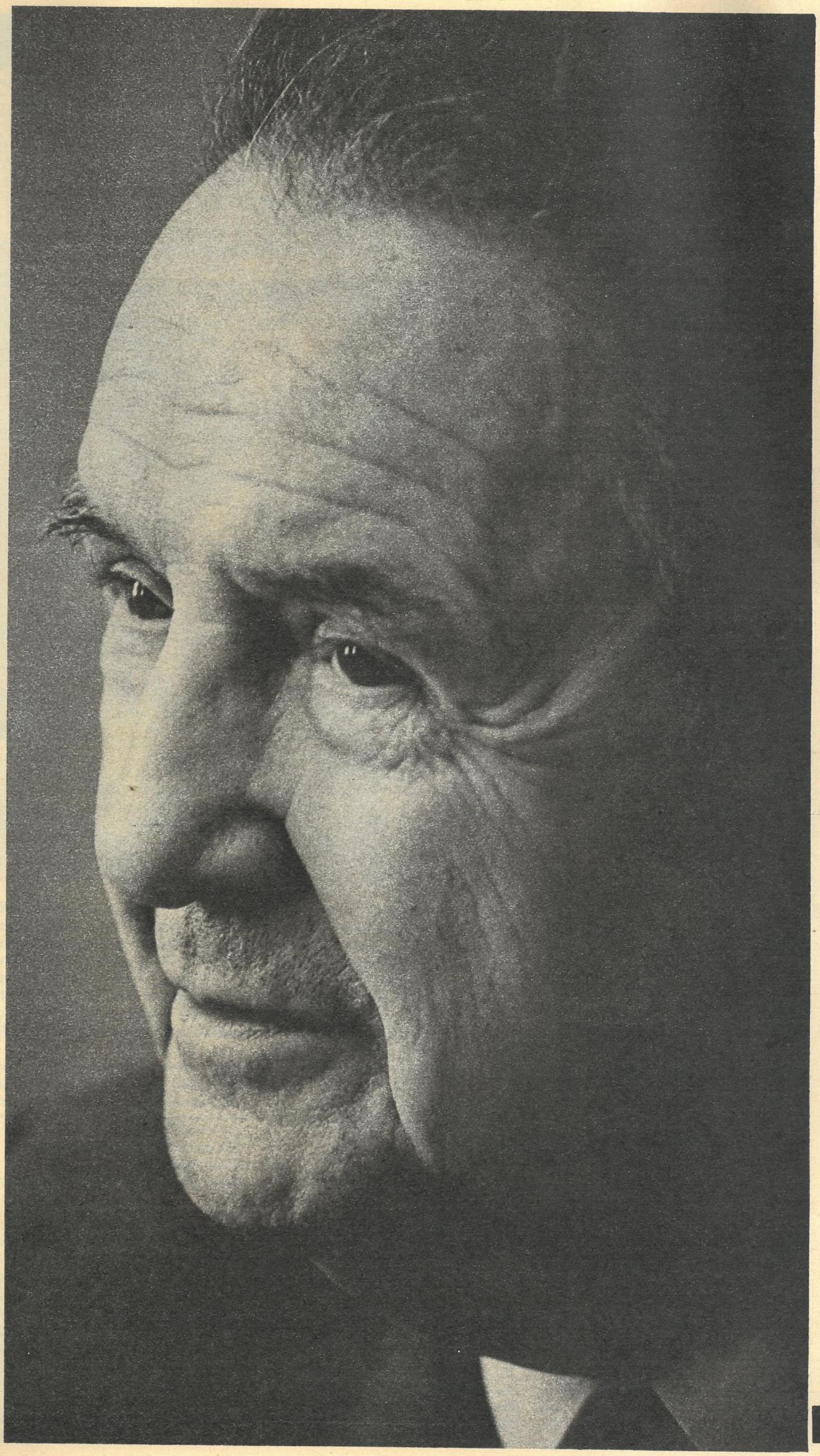
Es begann damit, daß eine geophysikalische Expedition in den Kreis kam: Fachleute ausgerüstet mit Kisten und Säcken, die eine Unmenge Gerätschaften enthielten, welche sowohl an den Erkundungsorten als auch in den Labors benötigt wurden, denn nun galt es, die Weiten der hiesigen Taiga gründlich zu untersuchen.

FW: Kann man davon sprechen, daß die Bedingungen, unter denen Sie aufwuchsen, diese, wie Sie sagen, reichliche Hälfte Ihres Lebens in Sibirien den Rohstoff lieferte für Ihre Romanwelt?

Markow: Sie haben eine sehr wesentliche Frage gestellt. In der Tat hat, was ich schreibe, mit meiner Biographie zu tun. Das ist übrigens nicht auf ihren sibirischen Teil beschränkt. Ebenso wahr ist aber auch, daß das Leben meiner Zeitgenossen, die Schicksale meines Volkes eingeflossen sind in meine Bücher. Da bin ich kein Einzel- oder Sonderfall. Betrachten Sie das Panorama der Sowjetliteratur – so haben Sie die sehr lebendige Geschichte unseres Landes, dargestellt durch die unterschiedlichsten künstlerischen Temperamente. Wer aber will aus diesem überaus komplizierten Geflecht eigenen und fremden Lebens das Autobiographische herauslösen?!

FW: Verweilen wir einen Moment bei Ihrer Biographie. Ihre Vorfahren kamen aus Tambow und siedelten wo?

Markow: Ich bin in der Familie eines Taigajägers aufgewachsen, im Weichbild des Gebietes der Stadt Tomsk, in einer sehr abgeschiedenen Gegend. Um von Tomsk in unser Dorf Nowokuskowo zu kommen, brauchte man damals mit dem Fuhrwerk drei Tage. Mein Urgroßvater kam in der Hoffnung auf bessere Lebensbedingungen im Jahre 1848 aus dem Tambower Gebiet nach Sibirien. Er, mein Großvater und mein Vater lebten vom Reichtum der Taiga, sie jagten und ernährten ihre großen Familien von dem, was die Natur ihnen bot. Wir wohnten mitten im Wald, meine Welt waren die Flüsse, Moore, Seen. Unsere Arbeit bestand darin, Vögel und



Das schöne Land Sinegorien

Präsident des Schriftstellerverbandes der DDR, Hermann Kant (3.v.l.) während der Kulturtage der DDR in Moskau 1984 im freundschaftlichen Gedankenaustausch mit Georgi Markow.

Pelztiere zu jagen oder zu fangen und Zirbelnüsse zu sammeln. Obwohl wir wie auf einer einsamen Insel lebten, spürten wir doch die sozialen Kämpfe und Erschütterungen jenseits unseres Waldozeans. Unweit unseres Dorfes gab es zwei klosterähnliche Siedlungen von Altgläubigen, sogenannten Raskolniki. Die Vorsteher dieser Klöster kauften die von uns erlegten Pelztiere und verkauften sie mit Gewinn weiter. Abnehmer waren Moskauer Kaufleute, die wiederum die Rauchwarenauktionen von Berlin, Wien, Paris und London belieferten. Können Sie sich vorstellen, zu welchen Spottpreisen unsere Leute das Pelzwerk verkaufen mußten? Wie sie um das Ergebnis ihrer Arbeit geprellt wurden? Derartige Ungerechtigkeiten brachten mich schon als Kind auf. Auf diese und andere Weise wurden mir schon früh soziale Fragen bewußt. Hinzu kam, daß unsere Taiga-Region ein Gebiet für politische Verbannte war. Mein Vater hatte direkte Berührung mit ihnen. Es waren revolutionäre Studenten aus dem Petersburger Polytechnischen Institut und von der Moskauer Universität. Unter ihnen befanden sich auch Forscher, Naturwissenschaftler, die die Weiten Sibiriens nach Bodenschätzen durchforschten.

FW: Ich erinnere mich an eine solche Gestalt in Ihrem Roman „Sibirien" – Akimow.

Markow: Ja, zum Beispiel Akimow, der Geologe. Mein Vater war ein ungewöhnlicher Kenner der Natur. Er wußte von Bodenvorkommen an Orten, von denen niemand auch nur die geringste Ahnung hatte. Es kamen solche Leute wie Akimow in unser Haus in der Taiga und forderten mei-

So ist die Welt eben eingerichtet. Die Geburt eines Menschen kann man voraussehen und darum erwarten, der Tod dagegen kommt so plötzlich wie ein Windstoß an einem heiteren Tag.

nen Vater auf, sie dorthin zu führen, wo Steinkohle liegen könnte, wo Gas aus der Erde träte, wo sich Querschnitte der Erde darböten. In späteren Jahren, als ich längst in Moskau arbeitete, bestätigten sich manche Vermutungen über mögliche Fundorte, manche Entdeckungen. Und heute ist dort eine moderne Abbauindustrie angesiedelt.

★

Georgi Markows literarische Entdeckungen wurden hingegen durch ein Studium der Literatur an der Tomsker Universität, aber auch durch seine journalistische Tätigkeit in Nowosibirsk, Omsk und Tomsk vorbereitet. Auf zahllosen Reisen in die entlegensten Gebiete Westsibiriens gewann er aufschlußreiches Material aus Berichten von Dörflern, aus Stadt- und Gefängnisarchiven, aus Begegnungen mit Menschen unterschiedlichster Herkunft, aus der Bekanntschaft mit Pionieren des sibirischen Aufbaus. So reifte nach und nach der Plan, seine Erkundungen in eine große Geschichte umzuschmelzen.

★

FW: Dachten Sie von Anfang an daran, dieses Material literarisch auszuwerten?

Markow: Durchaus nicht. Ich hatte einfach den Wunsch aufzuschreiben, was ich entdeckte, und es entstand erst allmählich aus dem allen plus eigenen Erlebnissen und Erfahrungen so etwas wie ein Bild. ‚Schaffe, denke und probiere!' sagt ein sibirischer Poet. Nun – ich probierte es!

FW: Und das wurde dann, wie ich annehme, Ihr erster Roman „Die Strogows"?

Markow: Ja, einzelne Kapitel der „Strogows" erschienen zuerst in der Irkutsker Zeitschrift ‚Neues Sibirien'. Dann lasen ihn die Schriftsteller Isaak Babel, Pjotr Pawlenko und Anton Makarenko. Sie sind meine Lehrer. Von Babel und Pawlenko lernte ich, daß ein Schriftsteller dem Leser Neues mitteilen muß, Makarenko lehrte mich, die Realien genau zu beachten. Ihr Urteil war für mich, wie auch das von Konstantin Fedin, mit dem ich später im Schriftstellerverband eng zusammenarbeitete, äußerst wertvoll.

★

Dieses Urteil fiel positiv aus. Das erste Buch des Romans war bereits vor dem 2. Weltkrieg geschrieben

Zu allen Zeiten gab es Menschen, deren Lebenslauf die wesentlichsten Züge ihrer Epoche spiegelte. Anton Wassiljewitsch Sobolew war ein solcher Mensch.

worden, es erschien 1941. Markow widmete es seinem Lehrer Pawlenko. Das zweite Buch kam nach dem Sieg über den Hitlerfaschismus heraus. Da hatte der Krieg seine Korrekturen eingebracht. Markow wurde gleich zu Beginn Soldat an der fernöstlichen Front. Seine Truppe stand der Kwantung-Armee der Japaner gegenüber.

★

Markow: Wie Sie aus der Geschichte wissen, hatten die Japaner mit Hitler einen Pakt geschlossen. Aber als der Krieg begann, führten sie ihren Bundesgenossen an der Nase herum… Sie waren listig und stellten eine Bedingung: Wenn ihr Moskau einnehmt, greifen wir von Osten an. Doch Moskau fiel nicht in die Hände der Faschisten. Es begann die Stalingrader Schlacht. Sie sagten: Wenn ihr Stalingrad einnehmt, greifen wir ein. Auch daraus wurde bekanntlich nichts. Dennoch war es nötig, die Japaner an dieser Front, an der mongolisch-mandschurischen Grenze in Schach zu halten. Das war eine komplizierte militärische Situation. Die Japaner hielten die Mandschurei besetzt, ihre Kwantung-Armee war einsatzbereit, immerhin hatte sie eine Stärke von 1,2 Millionen Mann. Große Operationen wurden nicht durchgeführt, aber wir mußten jederzeit in der Lage sein, einen Angriff abzuwehren. Ungeachtet dessen, daß der Krieg

gegen Japan erst am 9. August 1945 ausbrach, gab es doch während der vorhergehenden Jahre Gefechte und Scharmützel. Bereits am 27. September 1941 hatten japanische Truppen die Grenze zur Mongolei überschritten. Ich war Kriegskorrespondent an der transbaikalischen und der fernöstlichen Front und erlebte ihre endlosen Provokationen. Ich habe darüber Tagebuch geführt, sozusagen in zwei Powesti (Erzählungen, d. V.).

★

Als der Krieg zu Ende war, wandte sich Georgi Markow wieder seinem unerschöpflichen Thema Sibirien zu. Wieder ging er auf Erkundung mit den Strogows, die nun als Wissenschaftler und Parteiarbeiter teilhaben am Aufbau Sibiriens in der Gegenwart. Der Roman „Salz der Erde" gibt eine sehr umfassende Charakteristik der westsibirischen Tiefebene. Es gelang dem Belletristen Markow, den viele Jahre später erfolgten wissenschaftlichen Entdeckungen vorzugreifen. Erinnerungen aus seiner Kindheit, die Berichte seines Vaters und die der dort schürfenden Geologen, aber auch auf eigene Faust unternommene Expeditionen zu Lande und auf den Flüssen lieferten ihm den Stoff für solche Voraussagen im Roman. Markow ist stolz auf die Ergebnisse seines Spürsinns, die manche Wissenschaftler der 60er Jahre mit Skepsis betrachteten; sie sahen in den Entdeckungen der Strogows Produkte einer ausschweifenden Phantasie.

Es wäre stark übertrieben, wollte man behaupten, daß sich alle führenden Funktionäre in Sinegorsk gleichermaßen über Anton Sobolews Rückkehr in das Sinegorsker Gebiet freuten. Manch einer hielt sich mit seiner Meinung zurück und wartete erst mal ab.

★

Markow: Ein Akademiemitglied sagte mir: ‚Lieber Genosse, du erzählst uns hier Jägerlatein, in dieser Ebene kann es keine Metalle geben!' Ich habe als Kind den Heimatforschern gut zugehört, und ich entsinne mich einer Karte der Lagerstätten von Bodenschätzen, die diese Leute entworfen hatten. Als ich noch als Journalist unterwegs war, bin ich solchen Angaben nachgegangen...

Der Roman „Salz der Erde" endet damit, daß man Zirkonium findet, ein in der Natur nur chemisch gebunden vorkommendes weiches, stahlähnlich aussehendes Metall. Später hat man dieses und andere seltene Metalle wirklich gefunden. Nun ist es gewiß nicht Aufgabe des Romanciers Bodenschätze zu entdecken, doch zeigt sich an diesem ausgeprägten Sinn für das Authentische eine sehr charakteristische Besonderheit Markowscher Erzählhaltung. Der Schriftsteller will in seinen Romanen nicht nur ein wirklichkeitsgetreues Bild – jene von Makarenko geforderten Realien – gegenwärtigen Lebens entwerfen, er will mit solcherart auf das Mögliche bezogenen Prognosen auch Glaubwürdiges über die Zukunft aussagen. Das naturwissenschaftliche oder technische Detail wird hier zu einem Stein im Mosaik der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung. Bei nahem verliert so die Zukunft den Charakter des Phantastischen. Sinegorien, das letzte Buch über Sibirien, ist denn auch keineswegs utopisch. Es ist die genaue Vorstellung von dem, was heute und morgen möglich ist. Dabei geschieht in diesem jüngsten Roman des Autors eigentlich nichts, was über das Alltägliche hinauszugehen scheint. Die Hauptgestalt, den jungen, dynamischen Parteifunktionär Sobolew, schildert der Autor als einen Mann, der sehr gut weiß, was er will, manchmal zu gut, weshalb er keineswegs unsere uneingeschränkte Anteilnahme erregt. Hingegen richtet sich unser Interesse mehr und mehr auf den Prozeß des Werdens und Wachsens im Sibirien unserer Tage. Und hierin liegt zweifelsohne die Stärke der Erzählung, die auch die erwiesenermaßen erhebliche Publikumsresonanz erklärt. „Als ich schrieb", bekennt Markow freimütig, „hatte ich meine Zweifel."

Es war nicht das erste Mal, daß Sobolew auf dem Wasserweg, auf dem Tulym, aus Sinegorsk nach Belojarsk fuhr. Aber jetzt empfand er alles auf neue Art, als wäre er noch nie hier gewesen. Er verstand auch, warum. In den letzten Jahren hatte Sobolew so viele Länder kennengelernt und war so viel in der Welt herumgekommen, daß seine Heimateindrücke etwas verblaßt waren.

★

Markow: Doch hat sich herausgestellt, daß über die Tätigkeit eines Gebietsparteisekretärs wenig bekannt ist. Was er für Aufgaben hat, darüber herrschen höchst unklare Vorstellungen. Es liegt eine gewisse Romantik in dieser Arbeit, etwa der eines experimentierenden Wissenschaftlers vergleichbar. Überhaupt in jeder Leitungstätigkeit, sofern sie mit wirklichem Verantwortungsbewußtsein geleistet wird. Wissen Sie, diese Geschichte zeigt die Arbeit mit den Menschen. Diese besondere Atmosphäre menschlicher Beziehungen darzustellen, hat mich gereizt.

FW: Sie haben in Ihrem Roman „Aufbruch" auch Fragen der Ökologie berührt...?

Markow: Ja, sie sind bei uns von großer Aktualität. Sicher ist die Natur unseres Landes ein reicher Schatz. Aber dieser Schatz ist nicht unerschöpflich. Der sozialistische Staat hat viel zu seiner Erhaltung getan, doch Beschlüsse und Gesetze allein tun es nicht. Wenn ich dieses Problem im Roman aufwarf, dann deshalb, weil es ein Problem der Leitungs- und Erziehungsarbeit ist.

FW: Wir reden von Leitungstätigkeit, der Roman handelt davon. Auch Sie sind ein Leiter, seit vielen Jahren lenken Sie als 1. Sekretär des Schriftstellerverbandes der UdSSR die Geschicke der größten Organisation dieser Art auf der Welt. Was gibt Ihnen diese verantwortliche Tätigkeit?

Markow: Ich stehe hier Schulter an Schulter mit meinen Schriftstellerkollegen, ihre Berufsprobleme sind auch die meinen, das ist ein permanenter Dialog und ein Wettbewerb. Ob wir über einen jüngst erschienenen Roman, über seine Kritik oder die Kritik der Kritik disputieren, immer ist das professionell. Das ist ein Plus. Ein Minus ist: Die Organisationsarbeit nimmt viel Zeit in Anspruch, aber schließlich muß sie getan werden. Ein Leiter muß eben nicht nur ein guter Erzieher sein, er muß sich auch für andere einsetzen können, er muß Prozesse überschauen und lenken. Das alles kommt doch irgendwie der eigenen schöpferischen Arbeit zugute. Früher, als ich noch jünger war, habe ich allerdings aus einem Tag zwei gemacht. Nun muß ich jedoch mit meinen Kräften haushalten...

FW: Trotzdem haben Sie, wie ich erfuhr, große Pläne für die Zukunft?

Markow: Sibirien, wissen Sie, läßt mir keine Ruhe. Soeben habe ich nach meinem letzten Roman mit meinem Kollegen Eduard Schim zusammen ein Stück geschrieben. Es soll am Maly-Teatr inszeniert und zum XXVII. Parteitag der KPdSU uraufgeführt werden.

FW: Nach Lektüre Ihres Romans hatte ich das Gefühl, die Geschichte Sobolews ist noch nicht zu Ende. Man möchte Sinegorien ungern verlassen, bevor man nicht weiß, wie es weitergeht!?

Markow: Das Gefühl hatte ich auch. Ich habe vor, ein weiteres Buch dieses Themas und Stoffes zu schreiben. Ob es eine direkte Fortsetzung wird, kann ich noch nicht sagen, auf jeden Fall werden viele Sujetlinien darin ihren Abschluß finden.

FW: Was würden Sie jungen Schriftstellern ins Stammbuch schreiben?

Markow: Wir möchten, daß die Jungen aufmüpfig sind, in Neuland vorstoßen, kreative Kühnheit zeigen, sie sollten das Leben in seiner Tiefe studieren, sie sollten nicht nur Anteil nehmen, sondern es mitgestalten und miterhalten.

Sämtliche Zitate entnahmen wir dem Roman „Aufbruch" von Georgi Markow.

Fotos: Volkmar Billeb

FREIE WELT

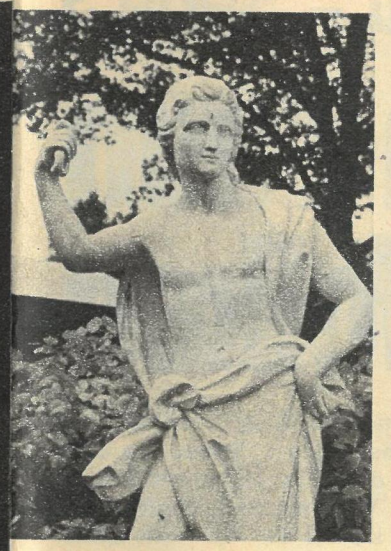
Minerva, die Göttin der schönen Künste und Schutzpatronin des Handwerks, überragt auf marmorner Säule das ehemals gräfliche Schloß.

Zu den schönsten Werken der Kuskower Gemäldesammlung, die im Schloß zu besichtigen ist, gehört das Porträt der leibeigenen Schauspielerin P.I. Kowalewa eines unbekannten Malers aus dem 18. Jahrhundert. Sie trägt das Kostüm der Eliana (Bild unten), einer Figur aus der Rokoko-Oper „Samnitische Hochzeit".

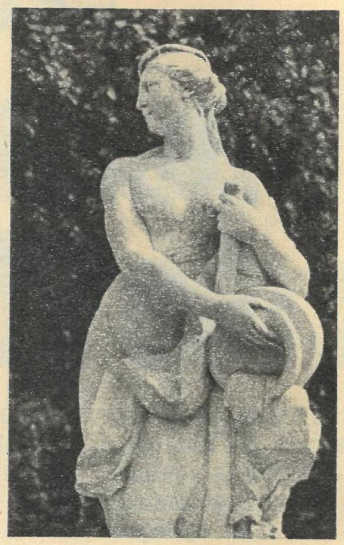
TOURISTEN-STECKBRIEF
Keramik-Museum und Landsitz Kuskowo. Ehemaliges Lustschloß des Grafen Scheremetjew. Im östlichen Moskau, rund zehn Kilometer vom Zentrum entfernt gelegen. Seit 1931 Museum. Im letzten Jahrzehnt restauriert und 1984 wiedereröffnet. Zu erreichen mit der Metro: Station Shdanowskaja. Öffnungszeiten: Mittwoch bis Freitag 11–19 Uhr, Sonnabend und Sonntag 10–18 Uhr. Schließtage: Montag, Dienstag und der letzte Mittwoch im Monat. Anmeldung für Gruppenführungen: Telefon 3 70 01 30.

Der Traum von Versailles

„Sieben Werst vor den Toren der alten Hauptstadt", so heißt es in einem Reiseführer aus dem 19. Jahrhundert, liegt Kuskowo, ein Dorf besonderer Art. Vor gut zweihundert Jahren hatte Graf Pjotr Borissowitsch Scheremetjew, Herr über 150 000 Leibeigene, sich hier seinen eigenen Traum erfüllt: ein Klein-Versailles vor den Toren Moskaus. Da Geld für ihn keine Rolle spielte, ließ er sich die Sache etwas kosten, sparte weder mit Ideen noch mit Geschmack. Genauer gesagt, seine Leibeigenen waren es, die damit nicht geizten. Berühmte Köpfe gehörten dem Grafen: Philologen, Dichter, Komponisten, Maler, Baumeister. In Kuskowo spielte das beste Theater Rußlands, das beste Ballett, das beste Sinfonieorchester. Das Beste war für den Grafen Scheremetjew, der sich selbst den schmückenden Beinamen „Krösus" verlieh, gerade gut genug. Doch eines muß man ihm lassen: Er war nicht nur seines Geldes wegen berühmt, sondern vor allem durch einen für jene Zeiten ungewöhnlichen Liberalismus. Die Fronarbeit war für die Bauern keine Qual, sie wurden menschenwürdig behandelt. Jedes leibeigene Talent wurde gesucht und gefördert. Der Graf richtete dafür einen speziellen Dienst ein. Es war schon ein eigenartiges Dorf, dieses Kuskowo: Hier komponierte man Musik, hier wurden Bilder gemalt, hier führte man die schwierigsten Theaterstücke auf, hier wurde dem staunenden Publikum die gesamte russische Ästhetik des 18. Jahrhunderts dargeboten. Auch in der Architektur wurde Beispielhaftes geleistet. Der Palast mit seiner klassizistischen Fassade ist ebenso einzigartig wie das Italienische Haus, das Holländische, wie die Ermitage, die Grotte oder die Orangerie.

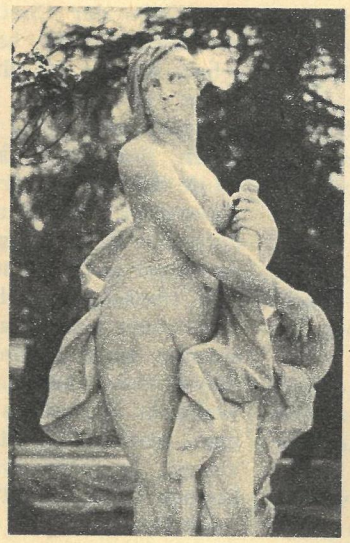


Pluto, der Herr der Unterwelt, darf sich in Kuskowo von dunklem Dienst erholen und milde Parkluft genießen.

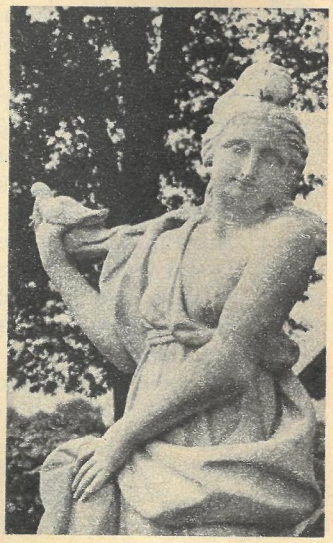


Ohne Nymphen wären alle Quellen und Parkteiche einfach nur Wasser, die fließen.

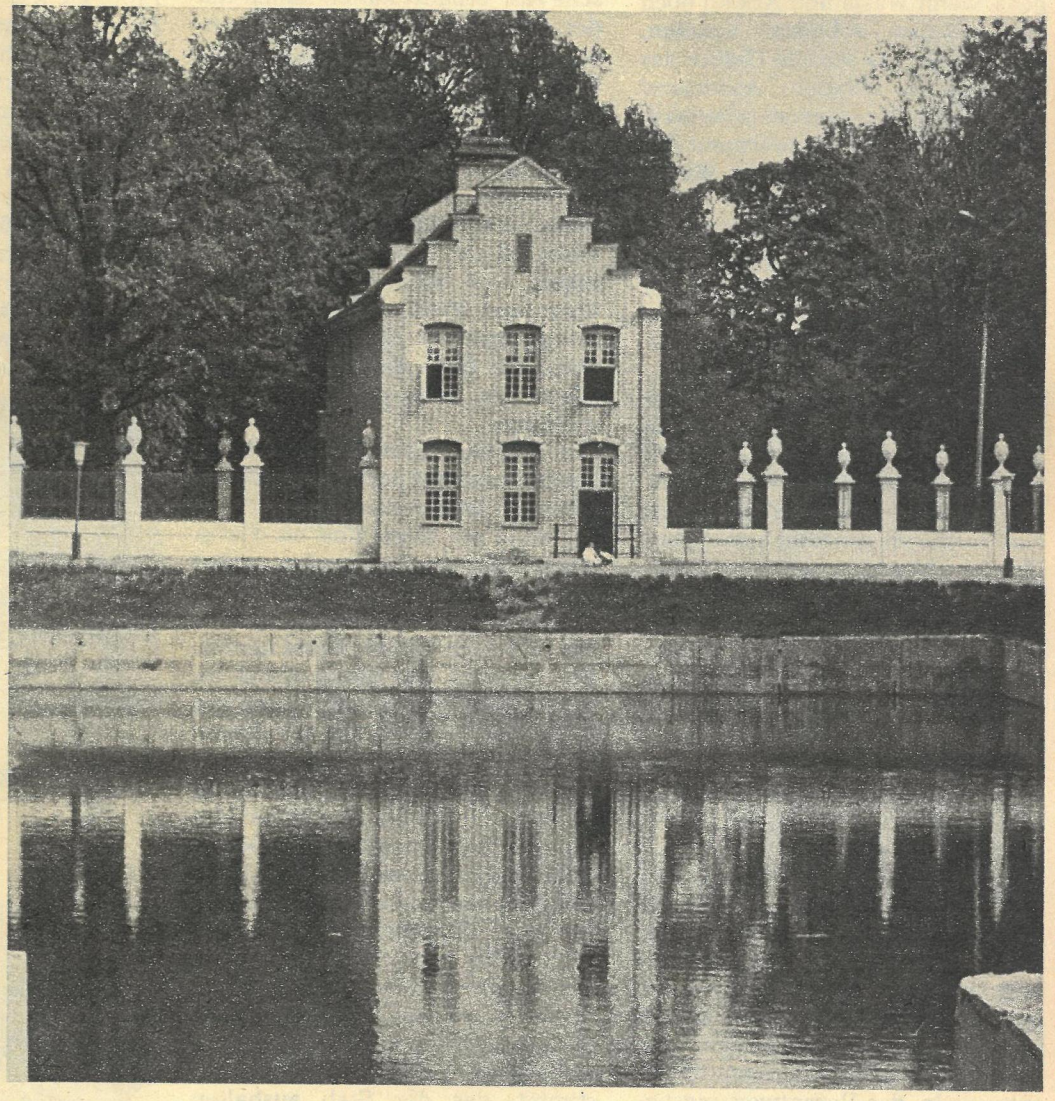
Jüngling mit dem Schwan, wohin du dich auch wendest, einer Holden Blick wird dich suchen und finden.



Ob tanzend, ob singend oder harmlos spielend, die Töchter des Zeus verstehen sich auf jeden Blickwinkel.



Venus, die Listige, knüpft und löst weise lächelnd jene Bande, die uns unter Spannung halten.



Den ausgedehnten Park schmückte Scheremetjew mit marmornen Skulpturen und phantasievollen Pavillons. Auf dem großen Teich ließ er venezianische Gondeln schwimmen.

Kein Wunder, daß der Weg nach Kuskowo an den Wochenenden einer städtischen Hauptstraße glich. In hellen Scharen kamen die Kutschen des russischen Adels auf dem Landsitz vorgefahren. Heute ist das ehemalige Vorstadtanwesen längst Teil Moskaus, wenngleich die Hochhäuser einen respektvollen Abstand zu diesem Kleinod der russischen Geschichte halten.

Seit 1984 gehört Kuskowo wieder ganz den Moskauern. Die von den Stadtvätern dem Anwesen verordnete Kur war erfolgreich abgeschlossen. Die Restauratoren hatten sieben Jahre lang ihren Ehrgeiz daran gesetzt, dieses Denkmal der Künste in neuer alter Pracht entstehen zu lassen.

Volkmar Billeb (Fotos)

FREIE WELT – Serie 3

Übern Zaun in die Wolken

Wir waren also nach Donezk umgezogen und wohnten in einem Betriebswohnheim. Die gestrenge „Kommandantin", die uns die Bettwäsche aushändigte, gab Instruktionen: „Nicht zu spät nach Hause kommen! Nichts zerschlagen! Nicht stören!" Als ob die Menschen nur aus dem einen Grund in ein Wohnheim ziehen, um unbedingt irgend etwas kaputtzumachen, so spät wie möglich nach Hause zu kommen und dabei die anderen zu stören...

Ich hörte einfach nicht hin. Mich bewegte etwas ganz anderes: Wie würde man den Neuling in der Schule empfangen? Meine Sorge war unbegründet. Alles verlief ganz normal. Ich kam in eine Sportklasse, der Sportlehrer Viktor Kirbaba übernahm freiwillig die Patenschaft über mich. So nahm das Leben also seinen Lauf. Morgens, wenn Wasja und Arkadi noch ein bißchen schlafen konnten, machte mir das schrille Getöse des Weckers zu schaffen: Aufstehen! Waschen! In der Gemeinschaftsküche das Frühstück aufwärmen! Zur Schule gehen! Im ersten Winter hatten wir noch keinen Kühlschrank und hängten ein Netz mit den Nahrungsmitteln außen ans Klappfensterchen. Später, als wir „reicher" geworden waren, kauften wir einen „Morosko". Es ging nobler zu.

Nach dem Mittagessen zum Training. Eine Dreiviertelstunde Fahrzeit. Die Lehrbücher waren meine ständigen Begleiter, die mündlichen Hausaufgaben las ich mir im Bus durch, die schriftlichen blieben für den Abend – wenn zuweilen Wasja und Arkadi schon im ersten Schlaf lagen und ich mich unter der Tischlampe mit Sinus und Kosinus herumschlug. Nebenbei gesagt, habe ich mir damals das Fernsehen abgewöhnt, was ich bis heute nicht bedauere. Mehr Spaß macht mir, abends in den Büchern meiner Lieblingsdichter Chaijam und Gamsatow zu blättern.

Die Schule schloß ich ohne Dreien ab. Das sage ich nicht, um anzugeben. Ich möchte mich nur noch einmal gegen die irrige Vorstellung wehren, der Leistungssport lasse sich mit dem „normalen" Leben nicht vereinbaren. Gerade der Sport hilft, das eigene Zeitgefühl zu entwickeln, das Verantwortungsbewußtsein gegenüber jeder Angelegenheit, jeder Handlung. Das ist keine Bücherweisheit, sondern meine eigene Erfahrung. Und mit der Erfahrung läßt sich schlecht streiten.

Wenn eine Lehre meiner Kindheit die Arbeitsliebe war, so gewannen wir jetzt das, was man Selbständigkeit nennt – das Können, fest auf den eigenen Füßen zu stehen, ohne fremde Hilfe auszukommen, und das in den verschiedenen Situationen des Alltags. Zum Beispiel haben wir in den vier Jahren unseres Lebens im Wohnheim nicht ein einziges Mal den Speiseraum betreten. Wir kochten immer selbst, wobei Wasja der Chefkoch war. Er vervollkommnete seine kulinarischen Künste ständig, vor allem, wenn er Mutter in Woroschilowgrad besuchte. Den ukrainischen Borschtsch konnte er im Laufe der Zeit derart schmackhaft zubereiten, daß wir uns am liebsten noch die Finger abgeleckt hätten. Schnitzel und Beefsteak gelangen ihm ebensogut. Sein „Firmengericht" aber war Quarkauflauf. Ansonsten wurden Mehlspeisen fast völlig von unserem Speisezettel verbannt. Höchstens gegen Saisonende, wenn alle Wettkämpfe vorbei waren, leisteten wir uns einen kleinen „Sündenfall": Wir buken nach Rezepten von Frau Petrowa Piroggen.

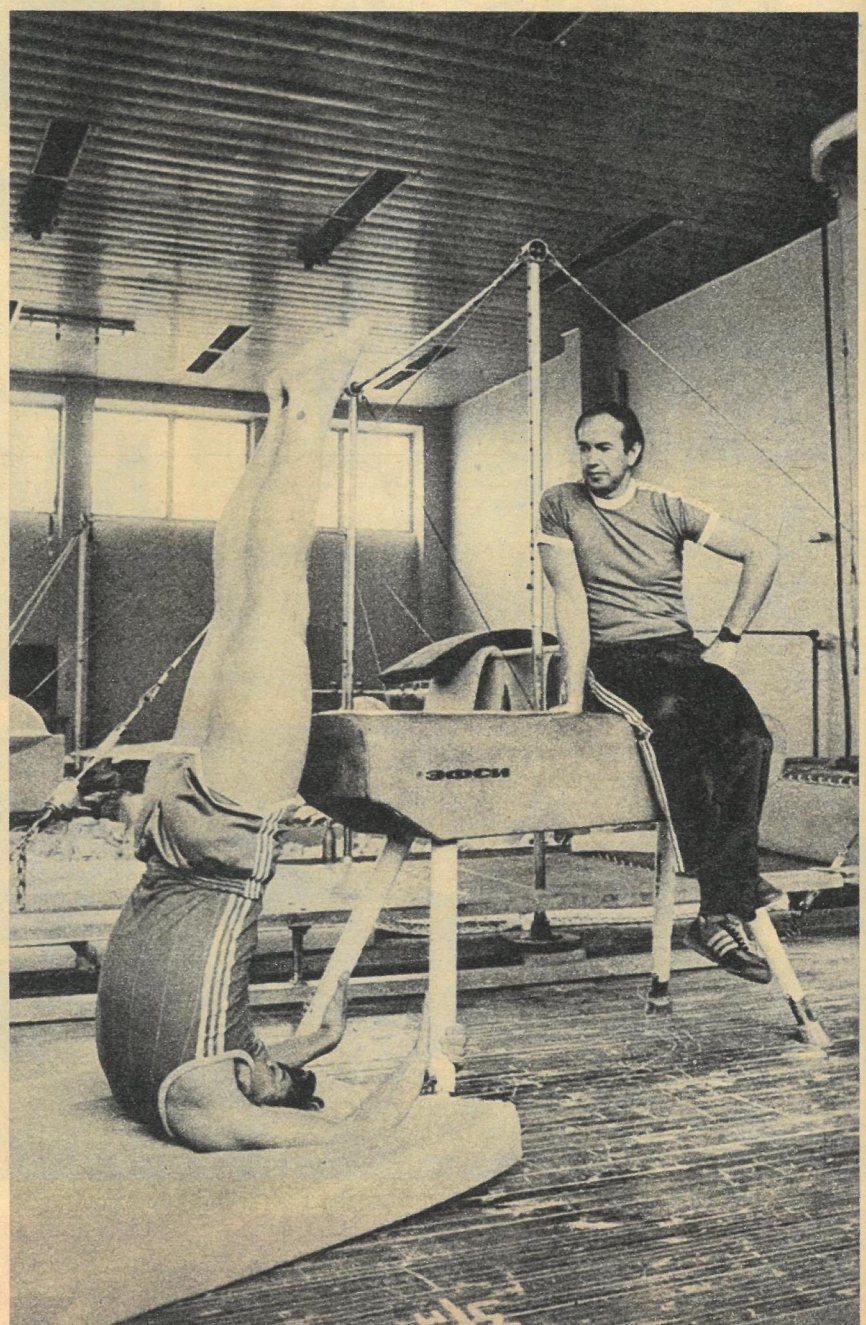
Es war nicht so, daß wir uns nach den Empfehlungen der Zeitschrift „Gesundheit" oder „auf Amossowsche Art" ernährt hätten. Einen Rat des spartanisch lebenden Wissenschaftlers Nikolai Amossow aber haben wir damals beherzigt und tun das auch heute noch: „Fürchten Sie das Hungergefühl nicht!" Überflüssiges Gewicht ist für einen Stabhochspringer genauso von Schaden wie für einen Turner oder einen Tänzer. Wieso, das will ich erklären, und überhaupt ist es Zeit, über zwei Faktoren zu sprechen, die in unserem Sport viel ausmachen: Die Höhe des Griffs und die Härte des Stabes, mit dem wir springen.

Ein Stabhochspringer begibt sich zum Anlauf. Mit der Stützhand, gewöhnlich ist das die rechte, drückt er den in der Regel fünf bis 5,30 m langen Stab an die Schulter, wobei er fast am oberen Ende greift. Doch eben nur „fast" – ein Stück des Stabes ragt noch aus der Faust heraus. Der Abstand von dieser Hand bis zum gegenüberliegenden Ende des Stabes, das vor Beginn des Anlaufes den Boden berührt, heißt Griffhöhe. Je größer die Griffhöhe, um so besser – ich komme höher hinaus. Was mich betrifft, so habe ich eine Griffhöhe von 5,10 bis 5,15 m, und man sagt, sie sei die größte unter den Stabhochspringern der Welt. Dies verschafft mir einen Vorteil. Und da ist die Härte des Stabes, genauer gesagt, seine K r a f t . Sie wird durch das Maximalgewicht des Athleten bestimmt, das der Stab aushalten kann. Diese Härte wird traditionsgemäß in englischen Pfund gemessen: Ein Pfund sind 450 Gramm. Wenn beispielsweise heute mein Wettkampfstab mit der Ziffer 215 gekennzeichnet ist, so bedeutet das, daß er für einen Springer gilt, dessen Eigengewicht nicht mehr als 97 Kilo beträgt. Ich wiege 78 Kilo. Der Unterschied von 19 Kilo zwischen dem zulässigen und dem realen Gewicht ermöglicht mir, die Katapulteigenschaften des Stabes optimal zu nutzen. Also nicht im gewohnten Sinn über die Latte zu springen (wobei man sie in der Luft mit dem Körper gewissermaßen „umschleicht"), sondern mit einem soliden Abstand über sie hinwegzu f l i e g e n .

Es wäre ein Irrtum zu glauben, ausgerechnet ich hätte entdeckt, mit einem so harten Stab könne man durchaus springen. Ende der sechziger Jahre benutzte der US-Amerikaner Barton ein 215-Pfund-Gerät. Allerdings wog er 95 Kilo, und seine Griffhöhe lag etwas unter 4,40 m. Darum kam er nicht höher als 5,11 Meter... Wie dem auch sei: Vom Stab hängt vieles ab. Wenn ich an die Junioren-Europameisterschaft 1981 in Utrecht denke! Ich war einer der Siegesanwärter, landete aber nur auf Platz sieben/acht – und das alles wegen des Stabes! Beim Warmmachen fühlte ich: Heute kannst du sehr hoch springen. Doch der Stab hielt mich nicht aus, obwohl ich mit 181 Pfund den passenden nahm, mit dem ich mich die ganze Zeit über auf diese Titelkämpfe vorbereitet hatte. Doch nun lag die Wahrscheinlichkeit nahe, daß ich, ohne es zu merken, aus dem Stab praktisch „herausgewachsen" war. Nach dem Utrechter Reinfall hieß es über mich: „Bubka sollte besser Fußball spielen, bevor es zu spät ist. Vielleicht kann er dort noch etwas werden..."

★

Das Jahr 1983, Sommeranfang, die ersten Leichtathletik-Weltmeisterschaften stehen vor der Tür. Nach meinem Sieg bei der ukrainischen



Eine der Stärken Sergej Bubkas als Stabhochspringer ist seine ausgeprägte turnerische Begabung. Hinter ihm, auf dem Pferd sitzend, Trainer Vitali Petrow.

Autobiographisches von Stabhochsprung-Weltmeister und Weltrekordler Sergej Bubka

Der Name Sergej Bubka gilt als Geheimtip für den ersten Stabhochspringer, der die sechs Meter meistert. Bei 5,94 m ist der Petrow-Schüler aus Donezk schon angelangt. Alles an seinem überraschenden Weltmeisterschaftssieg und seinen bisher vier Weltrekorden, schreibt die internationale Presse, sei die „logische Folge seiner Klasse und Überlegenheit". In „Sowjetski Sport", der uns freundlicherweise den Abdruck erlaubte, schreibt er über sein Leben.

Spartakiade (ich übersprang 5,60 m) nehmen wir die Vorbereitungen auf die große Spartakiade in Moskau in Angriff. Trainer Petrow schlägt vor, von 4,87 gleich auf fünf Meter zu steigern. Wir probieren, und es klappt. Ich springe nicht schlechthin, sondern fliege. Woraufhin Petrow sagt, es müsse mein Ziel sein, bei der Spartakiade mit neuem Weltrekord zu gewinnen. Hätte irgendwer von dieser Idee Wind bekommen, hätte er uns glatt ausgelacht: Kaum ist dieser Bubka in die Auswahl gekommen, und schon träumt er vom Meistertitel und Weltrekord! Unser Plan sah jedenfalls folgendermaßen aus: 5,40 – 5,60 – 5,70, dann sofort 5,82 m. Das war ein Zentimeter mehr als der Weltrekord von Wolodja Poljakow.

Leider blieb dieser Plan nur auf dem Papier. Mein Auftritt in Lushniki erscheint mir noch heute wie ein Alptraum. Es war ein schlimmes Wetter, kalt, sieben Grad nur, dazu Wind und Regen. Die erste Höhe, 5,40 m, nahm ich mit Leichtigkeit und großem Abstand zwischen Körper und Latte. Dann 5,60 m. Ich zog mich aus, nahm den Stab in die Hand, wurde wieder zurückgeschickt, da die Latte angeblich noch einmal heruntergenommen und die Höhe neu ausgemessen werden mußte. Mein Bruder Wasja, sonst so ruhig und ausgeglichen, rannte erregt zu den Schiedsrichtern und fragte: „Wieso nehmen sie die Latte wieder runter?" Ich begann zu frieren, und als die „Kunstpause" vorbei war und ich sprang, riß ich die Höhe. Kaum zu glauben, daß vor meinem zweiten Versuch die Latte wieder nicht dort lag, wo sie hätte liegen sollen – erneut hatten sie die Schiedsrichter in der Hand. Die verkorkste Vorstellung endete schließlich damit, daß ich bei 5,40 m hängenblieb…

Diese Sache ist längst ausgestanden, doch ich erinnere mich, daß Petrow die Meinung vertrat, das Sprichwort „Nach der Keilerei fuchtelt man nicht mehr mit den Fäusten" nicht für alle Fälle des Lebens gelte. Also erklärte er auf der folgenden Sitzung des Trainerrates: Bubka muß zur Weltmeisterschaft, er ist momentan der Stärkste seiner Sportart in unserem Land, vielleicht sogar darüber hinaus! Da fing er natürlich, gelinde gesagt, mitleidige Blicke seiner Kollegen ein: Was redest du da, der Bursche ist ja nur Neunter geworden! Petrow jedoch bleibt eisern und bittet darum, mir noch eine Bewährungssituation zu schaffen. Schließlich stimmt man ihm zu.

Poljakow hatte als Spartakiadesieger die Flugkarte nach Helsinki sicher. Zwei Plätze waren noch vakant. Wolkow und Obishajew, so wurde entschieden, fahren zur Universiade nach Edmonton, und wer von beiden besser abschneidet, fährt ebenfalls zur Weltmeisterschaft. Das letzte Billett sollte in Tallinn vergeben werden, dort würden vor allem Kulibaba und ich darum kämpfen.

Wieso ging es dennoch um mich, den Neunten, und nicht um jene, die in Lushniki beispielsweise die Plätze 6 und 7 belegt hatten? Dafür muß ich mich vor Igor Ter-Owanesjan, der damals die WM-Vorbereitungen der Springer leitete, tief verneigen. Meine 5,40 m bei der Spartakiade mit dem Halbmeterabstand zur Latte hatten ihm, dem einst weltberühmten Weitspringer, mehr gesagt als meine Mißerfolge über 5,60 m. Owanesjan nahm mich in Tallinn unter seine Fittiche – und meine dortige Serie: 5,30 – 5,60 – 5,65 – 5,72 m „Hausrekord"! Weiterzukommen versuchte ich nicht, Petrow war der Ansicht, die Kräfte zu schonen und die Emotionen nicht zu verkleckern. In sein Tagebuch aber trug er ein, viel später hat er es mir einmal gezeigt: „Endlich hat Serjosha offenbart, wer er ist. Heute glaube ich, daß der Weltrekord der Sowjetunion gehören wird, und das für lange!"

Gleichwohl wurde über die Mitnahme nach Helsinki immer noch beraten. „Wißt ihr, was ihr macht?" sagte man zu Ter-Owanesjan. „Das ist unseriös und riskant, einen unerfahrenen Junior zur Weltmeisterschaft zu schicken!" Kurz darauf erhielt ich eine weitere Qualifizierungsmöglichkeit. Beim Läufer-, Springer- und Werfertag in Leningrad übersprang ich 5,65 m. Später veröffentlichte die Zeitschrift „Leichtathletik" ein Filmogramm dieses Sprungs. Als Lehrmaterial. Darauf ist deutlich zu sehen, daß ich etwa dreißig Zentimeter über der Latte hing. Überhaupt war es ein guter Sprung. Wichtigstes Ergebnis dieses Sprunges war jedoch: Nach Helsinki fahren Poljakow, Wolkow und Bubka! Das Gefühl, zum ersten Mal in der Auswahl zu stehen und gleich zur Weltmeisterschaft zu fahren, läßt sich nicht wiedergeben. Mir kam das vor wie ein Märchen.

Siebenundzwanzig Springer kämpften in Finnlands Hauptstadt um den Titel – eine Menge Leute! Nach jedem Sprung mußte man endlos lange warten. Zu allem Überfluß hatte ich mir beim Aufwärmen einen Finger geprellt. Die Anfangshöhe von 5,40 m nahm ich ohne Probleme im ersten Versuch, die 5,55 m ließ ich aus, bei 5,60 m stieg ich wieder ein. Diese Höhe schafften Wolkow und der Bulgare Tarew auf Anhieb, mich aber blies der Wind buchstäblich von der Anlaufbahn. Der erste Versuch mißlang, der zweite ging ganz und gar daneben. Und dann hämmerte ich mir ein: Wenn du noch einen Versuch hast, hast du auch nicht verloren. Ich sprang mit vollem Risiko, rücksichtslos gegenüber mir selbst. Und siehe da: Die Latte blieb liegen. Die darauffolgenden 5,70 m schaffte ich beim ersten Anlauf. Niemand konnte mir über diese Höhe noch folgen. Ich war Weltmeister, stand auf dem Siegerpodest, hörte unsere Hymne. Was da so alles in mir vorging…

Ein Jahr darauf kam die Zeit der Weltrekorde. Die hätte schon bei den „Goldenen Spikes" Ende Mai in Ostrava beginnen können. Aber als ich dort mit 5,65 m bereits gewonnen hatte, ließ ich die Latte auf 5,84 m legen. Was dann geschah, zeigte ein Foto in der Presse: Ich stehe am Start, es gießt wie aus Kannen, der freundliche Finne Kuusisto hält seinen Regenschirm über mich, damit ich nicht völlig durchweiche. Ich beging dabei noch einen Fehler: Vor dem Start verschob ich die Ständer, was ich nicht hätte tun sollen. Am Ende scheiterte ich. Übrigens verdarb der Regen von Ostrava meinem Bruder Wasja die ganze Saison: Beim Anlauf glitt er aus – und erst Ende August konnte er wieder an den Start gehen.

Dann kam Bratislava: 5,85 m, Weltrekord! Petrow erzählte mir später, ich hätte die Latte mit so großem Abstand überquert, daß er sich an den Kopf gegriffen habe. Kaum nach Moskau zurückgekehrt, fuhren wir nach Sainte-Denise. Dort nahm ich die Anfangshöhe von 5,50 m mit Ach und Krach, erst im dritten Versuch. Das ist überhaupt meine schlimmste Höhe. Irgendwie entzaubert sie mich. Darum will ich sie künftig gar nicht mehr versuchen und nicht unter 5,60 m beginnen. Jedenfalls erreichte ich in Saint-Denis meinen zweiten Weltrekord: 5,88 m. Einen guten Monat später fuhren wir nach London. Dort lief alles ideal: Sowohl die 5,60 als auch die 5,70 und 5,90 m im ersten Versuch. Wieder hatte ich einen neuen Weltrekord aufgestellt. Ich bat dann die Schiedsrichter, die Latte auf 5,95 m zu legen. Sie waren verwirrt: „Verzeihen Sie, Herr Bubka, das können wir nicht. Unsere Ständer sind nur 5,92 m hoch…" Also versuchte ich mich an 5,92 m, doch ohne besonderen Erfolg. Und dann kam Rom, diesen unvergessenen Wettkampf habe ich am Anfang genau geschildert. Er war wirklich dramatisch.

Zwischendurch, und das tut mir noch heute in der Seele weh, quittierte ich beim „Olympischen Tag" in Berlin und bei „Drushba '84" in Moskau zwei herbe Niederlagen. Irgendwie war ich müde. In Berlin scheiterte ich schon an der Anfangshöhe von 5,50 m: Mit dem weicheren Stab sprang ich zwar hoch, blieb aber zu weit weg von der Latte, mit dem härteren Stab hatte ich nicht die Kraft, ihn zu biegen. In Lushniki belegte ich hinter Kostja Wolkow mit 5,70 m wenigstens noch den zweiten Platz. Als ich mich vergebens an den 5,80 m versucht hatte, saß ich da, bereit, in Tränen auszubrechen. Mir war, als hätte ich alle Stäbe der Welt zerbrechen können: Niederlage mit „nur" 5,70 m beim wichtigsten Wettkampf des Jahres!

Plötzlich legte sich ein Arm auf meine Schulter. Ich drehte mich um: Der Olympiasieger von Moskau '80, Wladyslaw Kozakiewicz aus Polen. „Na, was ist?" fragte er mit seinem weichen polnischen Akzent auf russisch. „Ist's schlimm, wenn man verliert?" – „Und wie!" antwortete ich und hatte das Gefühl, mir stecke ein Kloß im Hals. „Mach dir nichts draus, das kommt eben vor", sagte Kozakiewicz. „Du darfst nur eines nicht vergessen: Springen, das sind nicht nur die Siege. Das ist vor allen Dingen eine große Freude. Wenn du immer daran denkst und deine Freude behältst, wirst du springen, bis du hundert Jahre wirst…"

Diese Worte zu vergessen, wäre ein großer Fehler…

Aus dem Russischen von Gertraud Ettrich

ENDE

Fotos: Klaus Oberst, Wladimir Safronow

Ein wüstes Feld, ausgestorbene, gespenstische „Mondlandschaft“ mitten im Zentrum der alten deutschen Hauptstadt, ein paar Schritte vor dem Brandenburger Tor, fünf Minuten bis zur Friedrichstraße, zehn Minuten bis zum Platz vor dem Schloß, der heute Marx-Engels-Platz heißt. Berlin am Tag nach dem Krieg. So endete, was mit Fahnenschwenken, schmetternden Fanfaren und Siegesgeschrei begann. So sah die Hinterlassenschaft der Massenmörder aus, deren Generäle am 8. Mai in Karlshorst nach totalem Krieg das Geständnis ihrer totalen Niederlage unterschrieben. Dies war ihr Ende, dies war unser Anfang. Wir waren befreit, aber um welchen Preis.

Den höchsten Preis, kein Zweifel ist möglich, hat die Sowjetunion gezahlt. Zwanzig Millionen Menschen verloren, Dutzende Städte, Hunderte Dörfer nur als verbrannte Erde zurückgewonnen. In den Vereinigten Staaten hat der Krieg, außer in Pearl Harbor, nicht eine Fensterscheibe zerschlagen. Das kann kein Vorwurf sein, aber es ist die Wahrheit. Sie ist schon oft gesagt worden und muß doch immer wieder gesagt werden. Zahlen und Tatsachen sind nicht aus der Welt zu schaffen, aber die Fälscher sind unermüdlich am Werk, und die Zahl der Augenzeugen wird immer kleiner.

Niemand bestreitet, daß die Verbündeten der Sowjetunion ihren Beitrag zum gemeinsamen Sieg geleistet haben. Niemand zweifelt an der Tapferkeit ihrer Soldaten, an der Sachkenntnis ihrer Generäle, an der Qualität ihrer Waffen. Niemand versagt ihren Toten den gebührenden Respekt. Niemand leugnet, daß die Vereinigten Staaten der Sowjetunion materielle Hilfe gewährt haben. Aber dies alles hat den Krieg nicht entschieden. Der deutschen Wehrmacht wurde das Rückgrat nicht in Afrika, Italien oder Frankreich gebrochen, sondern vor Moskau, an der Wolga und im Kursker Bogen. Es ist schwer vorstellbar, daß die englischen und amerikanischen Truppen 1944 in Frankreich auch nur gelandet wären, hätte es keine Ostfront gegeben.

Vor allen anderen, dabei bleibt es, hat die Rote Armee Deutschland, ja, Europa von den faschistischen Fesseln befreit. Von dieser Freiheit haben die beiden Staaten, die auf dem Boden des untergegangenen deutschen Reichs entstanden, höchst unterschiedlichen Gebrauch gemacht. Trotzdem stehen sie heute in der gemeinsamen Pflicht, Vernunft zu bewahren, um Europas endgültige Vernichtung zu verhüten. Am Tag nach dem dritten Weltkrieg wäre das Zentrum Berlins nicht mehr auffindbar.

Jürgen Jessel

Foto: Georgi Petrussow

Die letzten Monate des zweiten Weltkriegs – die ersten Wochen des Friedens. Ein Rückblick vierzig Jahre nach der Befreiung durch die Sowjetarmee.

FOLGE 10

Ende und am Tage

d Anfang- nach dem Krieg

DOKUMENTE DER ZEIT

Bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht, unterzeichnet am 8. Mai 1945 in Berlin-Karlshorst:
„Wir ... übergeben hiermit bedingungslos dem Obersten Befehlshaber der Alliierten Expeditionsstreitkräfte und gleichzeitig dem Oberkommando der Roten Armee alle gegenwärtig unter deutschem Befehl stehenden Streitkräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft."

Franklin D. Roosevelt, Präsident der Vereinigten Staaten:
„Derartige Erfolge kann nur eine Armee erreichen, die über eine sachkundige Führung, eine feste Organisation, eine entsprechende Vorbereitung und vor allem über den Willen verfügt, den Feind zu besiegen... Die Rote Armee und das russische Volk haben ... für lange Zeit die Bewunderung des amerikanischen Volkes erworben."

Winston Churchill, Premierminister Großbritanniens:
„Künftige Generationen werden genau so vorbehaltlos ihre Schuld gegenüber der Roten Armee anerkennen wie wir, die wir Zeugen dieser stolzen Siege waren."

General Dwight D. Eisenhower, Oberbefehlshaber der anglo-amerikanischen Streitkräfte in Europa, später Präsident der USA:
„Die Feldzüge der Roten Armee spielten die entscheidende Rolle für Deutschlands Niederlage."

General Charles de Gaulle, später Staatspräsident Frankreichs:
„Die Franzosen wissen ..., daß Sowjetrußland bei ihrer Befreiung die Hauptrolle spielte."

Der Muse des Tanzes anmutige Tochter

Wenn das Ballettensemble des Moskauer Bolschoitheaters zu den „Tagen der Kultur der UdSSR in der DDR“ gastiert, wird Primaballerina Natalja Bessmertnowa zwei ihrer großen Partien präsentieren: Raymonda im gleichnamigen Ballett von Alexander Glasunow, Rita in Dmitri Schostakowitschs „Das goldene Zeitalter“. Unsere Moskauer Korrespondenten Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) besuchten die weltberühmte Tänzerin.

Als Moskauerin ist sie so echt, wie man es nur irgend sein kann, geboren ganz in der Nähe des Alten Arbat unweit des Bolschoitheaters, ihrer jetzigen Wirkungsstätte. Tanzen? Schon immer! Die Vorstellung, man könnte auch ganz etwas anderes tun, akzeptiert sie – wenn es um andere geht. Sie selbst kann sich keine andere Lebensaufgabe denken. Sie stammt nicht aus einer Künstlerfamilie, doch taten die Eltern ihr kindliches Verlangen glücklicherweise weder als Flause noch als Strohfeuer ab, sondern schickten Natascha in die Kinderballettgruppe des Moskauer Pionierpalastes, wo ihre rhythmische Veranlagung auffiel. Eines Tages stand sie dann inmitten von dreihundert aufgeregten Bewerbern vor der Prüfungskommission für die Ballettschule des „Bolschoi“, deren Vorsitzende Galina Ulanowa war. Neun Kandidaten wurden angenommen, Natalja gehörte dazu, obwohl ihre körperlichen Maße nicht den idealen Forderungen entsprachen. Jahre später wird Kassjan Golejsowski, einer der Altmeister sowjetischer Choreographie, dies scheinbare Manko der Ballerina in ein Kompliment ummünzen: „Überlange Arme und Beine können für manche Tänzerinnen zu einer Gefahr werden. Natascha macht einen Vorzug daraus, eine raumgreifende, in die Weite strebende Anmut.“ Zu ihren unverwechselbaren Eigenarten gehört dann auch die eigenwillige Führung der Arme und Hände, die einst in den Regeln des klassischen Tanzes nicht vorgesehen war. Und sicher beglückwünscht sich jene Kommission noch heute zu der damaligen Entscheidung, denn – darüber sind Kritiker wie Publikum sich einig – mit der Bessmertnowa erfuhr das berühmte Ensemble eindeutige Bereicherung.

Doch zurück zu der Schülerin, deren Name am 20. Juni 1961 zum ersten Mal auf einem Plakat des Bolschoitheaters kleingedruckt neben denen gestandener Künstler erschien: Natalja Bessmertnowa tanzte auf einer Soiree Walzer und Mazurka der „Chopiniana“. An diesem Abend begann ihre Karriere. 1963 debütierte sie bereits als Giselle in Adolphe Adams romantischem Ballett, in dem große russische und sowjetische Ballerinen geglänzt hatten: Anna Pawlowa, Tamara Karsawina, Marina Semjonowa, Galina Ulanowa. Jede erweckte mit einer ganz besonderen Note tänzerischen Ausdrucks diese traditionelle Partie für ihre Epoche zu neuem Leben. All das Vorgefundene schöpferisch zu verarbeiten und mit großem, tragischem Inhalt zu erfüllen, das gelang der Bessmertnowa erst nach Jahren der Reife. „Ich nahm das ganze Ballett mit meinem Herzen und mit meinen Augen auf. Giselle, fast noch ein Kind, erfährt ja nicht nur den Kummer einer betrogenen Liebe, sondern den Zusammenbruch aller Illusionen, den Verlust des Glaubens an das, wofür sie gelebt hat…“ Für diese Interpretation verlieh ihr 1970 die Pariser Tanzakademie den selten vergebenen „Anna-Pawlowa-Preis“.

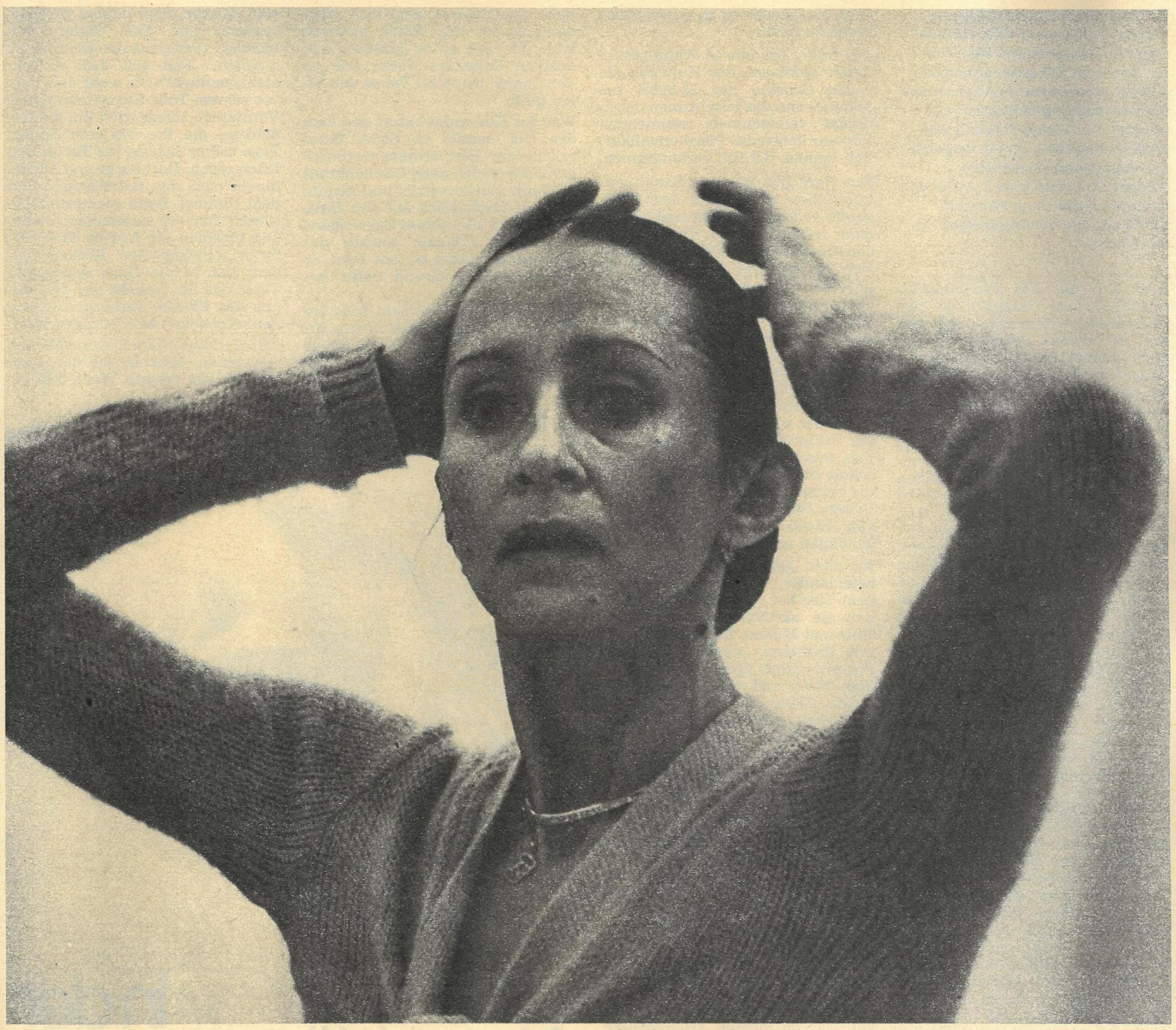
Es gibt nicht viele Bühnen dieser Erde, auf denen Natalja Bessmertnowa nicht schon anhaltend gefeiert worden wäre. Traumrollen, in „Dornröschen“, „Der Nußknacker“, „Schwanensee“, „Don Quichotte“, „Legende von der Liebe“, „Romeo und Julia“, „Spartacus“, „Angara“, „Iwan der Schreckliche“, „Die Fontäne von Bachtschissarai“, „Das goldene Zeitalter“, „Raymonda“… Lobe in Superlativen, war's ein steiler Aufstieg auf Spitzen ohne Stolpersteine?

Ich sitze Natalja Bessmertnowa nach unbarmherzigen Stunden des Trainings in der „Selbstfolterkammer“ Probensaal gegenüber, meine Frage bleibt vorerst unbeantwortet, ihre scheinbare Unnahbarkeit ist Erschöpfung. Jeder Tag fordert von der „Ballerina erster Klasse“ die Kraft eines Schwerstarbeiters. Soeben von einer Westeuropatournee heimgekehrt, bereitet sie sich auf ihr DDR-Gastspiel vor. In Stuttgart hat sie sich erkältet, während eines Abstechers nach Zürich wuchs sich der Infekt zu einer waschechten Grippe aus, und die Ärzte rieten zur Ruhe. Davon wollte sie nichts wissen. „Ich brauche meine Arbeit, das Training.“ „Raymonda“ steht auf dem Plan. Hundertmal getanzt. Was gibt es da zu feilen? Es gibt. Es gibt Schritte, Bewegungen, die lassen sie unbefriedigt. Welcher Laie ahnt, was es heißt, von den Spitzen „runterzugehen“ und „parterre“ weiterzutanzen. „Geht es so?“ Ballettmeisterin Marina Semjonowa ist nicht glücklich mit der Lösung. „Natascha, mach's aus der Drehung heraus!“ „Aber dann ist vorn eine Lücke!“ „Nein, so…“ Semjonowa erhebt sich, macht die Bewegung vor. Bessmertnowa wiederholt, schaut kritisch, macht es noch einmal. Vorn ist jetzt keine Lücke mehr. „So?“ „Ja, so geht es.“ Zwei Sekunden Perfektion sind gefestigt. Zu Anfang ihrer Laufbahn bejubelten die Ballettfans die äußerliche Ähnlichkeit mit der Pawlowa, es mag viel Mühe gekostet haben, den Beifall für dieses Idol auf die eigene Persönlichkeit und Leistung zu lenken. Damals fehlte ihr noch vieles, die physische Kraft, die Konzentration, die Beherrschung der Technik, die erst die Voraussetzung für eigene Gestaltung, für das Immerwieder-anders-Sein ist, das man ihr nachsagt. Jeder ihrer Auftritte ist eine Herausforderung an die Gewöhnung, den Standard. Keiner hat sie zweimal in einer Rolle gleich erlebt.

„Zu dem, was ein Talent besitzt“, sagte einmal die Plissezkaja, „braucht es eine ausgezeichnete Schule und überdurchschnittlich befähigte Pädagogen. Der Päd-

Probe unter prüfenden Augen von Ballettmeisterin Semjonowa

Die Bessmertnowa tanzt! Szenen aus dem Ballett „Raymonda“ von Alexander Glasunow



agoge ist der entscheidende Faktor.“ Natalja Bessmertnowa fand ihn in der verständnisvollen, unnachsichtigen Marina Semjonowa, Primaballerina des „Bolschoi“ bis 1952. Sie zählte zu den ersten Schülerinnen der Tanzpädagogin Agrippina Waganowa, die nach dem Sieg der Revolution für eine Reform des elitären, in Formalismus erstarrten Tanzunterrichts eintrat. Als die Ballettschulen auch den Kindern von Arbeitern, Soldaten und Angestellten geöffnet wurden, schuf die Waganowa eine neue Lehrmethode für eine allseitige, lebensnahe Erziehung. Sie erweiterte das Bewegungssystem, dem klassischen Tänzer sollten nicht nur Arme und Beine, sondern der ganze Körper als Ausdrucksmittel dienen; und sie lehrte vor allem, daß die Technik immer und überall im Dienst der künstlerischen Aussage stehen müsse. Bis heute ist ihre schriftlich niedergelegte Methodik die Grundlage der Ballettausbildung in der Sowjetunion. Als Marina Semjonowa 1925 die Leningrader Schule verließ, verkörperte sie einen neuen Typ der Ballerina: technische Virtuosität vereint mit vitalem, dramatischem Ausdruck, kraftvoll, doch weiblich empfindsam, dem Leben zugewandt und mit vielseitigen Interessen. Gleich einem Stafettenstab hat das die heute Siebenundsiebzigjährige ihrem Schützling weitergegeben.
Hierzulande ist man, was Ballett betrifft, verwöhnt. Geradezu gnadenlos werden die Ballerinen miteinander verglichen. Das Publikum kennt ihre Soli und Grandes jetés, die Choreographien sind populär wie die Volkslieder.

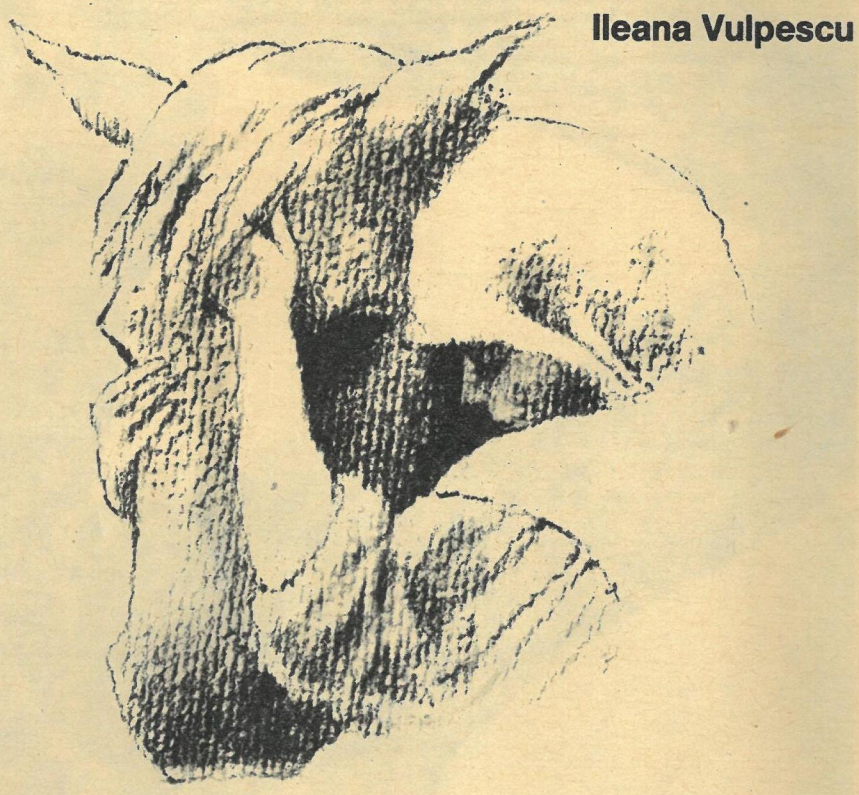
Die Bessmertnowa macht kein Hehl aus dem Glück, mit dem Chefchoreographen des Bolschoitheaters verheiratet zu sein. Eine künstlerische Gemeinschaft, die Streit nicht ausschließt, sondern voraussetzt. „Modern“, sagt die Bessmertnowa, „ist eine Choreographie, wenn sie das Publikum wirklich bewegt. Ich bin dagegen, daß sie sich verselbständigt, zum bloßen Formenspiel wird. Viele ehemals supermodernen Choreographien sind inzwischen älter als ‚Giselle‘. Ich will verstanden werden!“ Ein Credo, das keine Frage offen läßt, zumal sie genau weiß, daß man das Vertanzen von Literatur und das Erzählen von Geschichten in Tanzbildern nicht mit Choreographie verwechseln darf.

Grigorowitsch, der seit zwanzig Jahren das „Ballettgesicht des Bolschoi“ bestimmt, fand in ihr die ideale Interpretin seiner großen Liebesduette. Raymonda. Die Musik ist von Alexander Glasunow, der wie Tschaikowski vor ihm „ausgesprochen tänzerisch“ komponieren konnte. Aber die Bessmertnowa wäre nicht Terpsichores perfekte Tochter, würde sie nicht auch das Extreme reizen! In Grigorowitschs aufsehenerregender Neufassung des fast vergessenen Schostakowitsch-Balletts „Das goldene Zeitalter“ tanzt sie, sonst in romantischen Rollen glänzend, grotesk, satirisch den Star des Nachtlokals „Goldenes Zeitalter“, wo Spießer und Gauner zur Zeit der NÖP sich treffen. Da ist sie eine dramatische Rita, die das Leitmotiv des Balletts – Kampf der neuen, sich stürmisch entwickelnden Welt gegen die gestrige – deutlich macht. In den federleichten Bewegungen ihres Tanzes, in ihrem großartigen Mienenspiel drücken sich Freude, Abneigung, Schmerz, Aufbegehren aus.

Am Ende unseres Gespräches, nun frage ich sie doch noch nach Freizeit oder Hobby. Sie lacht. „Meine zweite Leidenschaft ist das Autofahren, in jeder freien Minute.“

In der Abenddämmerung

Ileana Vulpescu



Mit ihren Erzählungen will Ileana Vulpescu, Jahrgang 1932, auf zweifelhaftes Verhalten von Menschen, auf Gefahren, die unser Leben bedrohen, aufmerksam machen, indem sie die Realität phantastisch verfremdet. Der Verlag Volk und Welt stellt in dem Band „Erkundungen II", aus dem unsere Geschichte stammt, 33 rumänische Erzähler vor, deren Spektrum vom Phantastischen bis zum hintergründigen Humor reicht.

Hier und da, fein mit Bedacht, rupfte es einen Grashalm, ein zartes, saftiges Hälmchen, nicht um satt zu werden, sondern nur um noch einmal den Geschmack des Grases zu spüren. Es mit den ausgewachsenen, fest im Boden verwurzelten, den bitterlichen Duft von Heu ausströmenden Halmen aufzunehmen, dazu waren die fast zahnlosen Kiefer nicht mehr imstande. Nur ganz hinten saßen noch ein paar abgenutzte Backenzähne. Der Mähne und dem Schweif sah man an, daß sie den Striegel lange nicht gespürt hatten. Ein alter, halbverhungerter Gaul, herrenlos, wie ehemals nur die streunenden Hunde. Oft in seinem Leben waren ihm solch elende Kreaturen begegnet, die stets bereit waren, jedem zu folgen, der sie mit einem Bissen oder einem freundlichen Wort bedachte, sie zumindest nicht fortjagte.

Zu jener Zeit trabte der Apfelschimmel hocherhobenen Hauptes stolz unter dem Sattel oder im silberbeschlagenen Geschirr einher, der Schweif, je nach Laune seines Herrn, in Zöpfchen geflochten oder sorgsam Haar um Haar gestriegelt. Damals achtete er nicht viel auf die Köter mit dem struppigen, zerzausten Fell, hier einer mit zerfetztem Ohr, da einer auf drei Beinen hinkend, die alle – auch wenn sie keine Spuren von Verletzungen trugen – mit eingezogenem Schwanz und fast schon mit dem Bauch am Boden einherschlichen und sich zitternd bei dem geringsten Geräusch an den nächsten Zaun drückten, selbst bei Geräuschen, die ein anderes Ohr kaum wahrgenommen hätte, in Angst vor jedem Schatten. Begegnete ihnen ein solches Geschöpf, dann seufzte der Herr, warf ihm einen Bissen aus dem Proviantbeutel zu, seufzte abermals, sah sich dann aber nicht mehr nach dem Tier um, das es offensichtlich kaum fassen konnte, daß jemand ihm, dem herrenlosen Niemand, etwas anderes hinwarf als einen Stein. Machte der Hund Miene, dem Wagen zu folgen, dann zupfte der Herr aufmunternd an der Leine und ließ die Peitsche knallen, so daß der Hund ihn nicht einholen konnte.
Erst wenn die nächtliche Kühle aufstieg, kehrten Mann und Pferd, begleitet vom Mondlicht und dem Gezirpe der Grillen, aus dem Walde heim.

Der Herr summte ein Liedchen vor sich hin, verstummte aber, sobald sie an eine Stelle kamen, wo das Schweigen ringsumher in völliger Lautlosigkeit versank. „Horch doch mal!" Und er legte die Hand ans Ohr, als lausche er in einen tiefen Brunnen hinein.

Die Stille, das wie in Watte erstickende Geräusch der Huftritte, die weiße Scheibe des Mondes am Himmel und das leise Atmen der in Schlaf versunkenen träumenden Kreatur ließen das Pferd unwillkürlich seinen Schritt verlangsamen.

Der Herr glitt aus dem Sattel, gab ihm einen Klaps auf den Hals, zupfte es leicht am Ohr und schritt dann neben ihm her. Das dumpfe Geräusch seiner Schritte gesellte sich zu dem der Pferdehufe. Bis plötzlich hinter Bäumen und Sträuchern hervor SIE den beiden in den Weg trat. Der Herr streckte ihr die Arme entgegen und hob sie in den Sattel. Kaum spürte das Pferd die Last. Eine zarte Hand streichelte ihm den Hals und spielte mit seiner geflochtenen Mähne. Die Frau war leicht wie eine Flocke. Nie wandte der Schimmel den Kopf, um zu sehen, was hinter seinem Nacken geschah. Es fiel kein lautes Wort, was die beiden Menschen sich zu sagen hatten, flüsterten sie einander ins Ohr. Etwas später hörten die Liebkosungen an Hals und Mähne auf.

Mitunter gingen die beiden eng beieinander schweigend neben dem Tier her. Dann fühlte es wieder die zärtliche Berührung an Hals und Mähne. Eine große Hand mit kräftigen, sonnengebräunten Fingern nahm ihm das Eisen aus dem Maul und eine andere, eine kleine, flinke, reichte ihm Zuckerstückchen, die nach Basilienkraut dufteten. Das Pferd horchte mit gespitzten Ohren nach den Schritten, die zögerten, dann innehielten. Die Frau verschwand, wie sie gekommen war, in einem Gebüsch oder hinter einem Baumstamm. Darauf zupfte der Herr am Zügel, gab seinem Tier einen leichten Schlag auf den Nacken und murmelte zwischen zwei Seufzern: „Michel, Michel, was weißt denn du?" Ja, was konnte das treue Geschöpf schon wissen, da es doch die Frau nie richtig zu Gesicht bekam. Meist erschien sie im Dunkel der Nacht, tagsüber jedoch nur im tiefen Schatten verschwiegener Waldwinkel oder im dichten Erlengebüsch am Wiesenrand, wo jeder, der ihr zufällig begegnete, meinen konnte, sie wolle Reisig sammeln. Was konnte das Pferd schon wissen?

Wie sollte es sich ein Urteil bilden, da es doch nichts weiter kannte als die leichte Last auf seinem Rücken, die Hand, die ihm nach Basilienkraut duftenden Zucker darbot und das weiße perlenbestickte Kopftuch, auf das es einmal hinter den Scheuklappen hervor einen Blick werfen konnte. Nie war es ihm gelungen, dies unbekannte Wesen von Angesicht zu sehen, um das die Gedanken des Herrn unablässig kreisten, um dessentwillen sie nachts ruhelos umherirrten, der Herr sich so oft im Erlengebüsch zu schaffen machte und sein Tier zum Schein an Stellen grasen ließ, wo nichts als Minze wuchs. Sooft es in die Erlen ging, versäumte der Herr nie, seinem Pferd einen tüchtigen Haufen Klee hinzustreuen. Die Ehefrau zu Hause sollte keinen Verdacht schöpfen, wenn der Gaul mit eingefallenen Flanken zurückkam, nachdem er angeblich stundenlang auf der Weide gewesen war. Nie gab es so leckeres und köstlich duftendes Futter wie an den Tagen, wo es ins Tal zu den Erlen ging.

War der Klee aufgefuttert und kam der Hof bereits in Sicht, dann reichte der Herr seinem vierbeinigen Kameraden nach Basilienkraut duftende Zuckerwürfel und klopfte ihn freundschaftlich auf den Hals, als wolle er sich seines Schweigens versichern. Oftmals seufzte der Herr im Gedanken an jene Frau. Er mochte seinen Grund dafür haben.
Im letzten Monat vor dem Tode des Herrn waren sie täglich in den Erlen. Der Herr lag auf einer Decke in der Sonne, blickte in den Himmel und kaute an einem Grashalm.

Sein Haar wurde grau, und um die Augen bildeten sich Fältchen. Er war nicht mehr jung. Auch sein Pferd hatte die Jugend längst hinter sich. Wie lange war es wohl schon her, seit es als kleines schekkiges Fohlen bis zur Ermüdung neben der Mutter herlief, die den Wagen zog? Wie lange, seit es mit den anderen Pferden des Dorfes auf der Weide graste und weder Deichsel noch Sattel noch Kummet kannte? Glückliche Jugendzeit, da man sich nicht bewußt ist, daß man lebt!
Dann begann der Ernst des Lebens mit Zaumzeug, Hufeisen und der Peitsche, die der Herr ihm um die Ohren knallte. Dieses Peitschenknallen und der Ruck am Zügel waren das einzige, womit der Herr seine Strenge fühlen ließ. Vielleicht war es aber nicht einmal Strenge, sondern nur Eile. Beim Hufschmied versäumte der Herr nie zu mahnen: „Paß auf, daß du ihm nicht wehtust!" Ob wohl der Herr vor seinem Tode Schmerzen hatte? Vermutlich schmerzten ihn die Gedanken, die ihn bis zum letzten Tage seines Lebens ins Tal zu den Erlen zogen. Dort lag er und blickte hinauf nach den Baumkronen und dem Himmel. Beim geringsten Geräusch fuhr er zusammen. Jeden Tag erschien die fremde Frau mit ihren schwingenden Röcken und dem tief in die Stirn gezogenen Tuch, das ihr Gesicht vor den Augen des Pferdes verbarg. Die beiden wechselten kein einziges Wort.

Der Herr sah SIE mit dem gleichen verlorenen Blick an wie den Himmel und die Bäume. Wenn SIE gegangen war, sich wie ein Schatten verflüchtigt hatte, rief er mit einem leisen Pfiff das Pferd heran und hielt ihm auf seiner blassen, kraftlosen Hand ein paar Zuckerwürfel hin, die nach Basilienkraut dufteten. „Michel, ach Michel!" So war es auch am letzten Tage. Der Herr starb am Abend, wenige Stunden nachdem er und sein Pferd ganz, ganz langsamen Schritts von den Erlen heimgekehrt waren. In der letzten Zeit war er nicht mehr in den Sattel gestiegen.
Am Begräbnistag folgte auch das Pferd dem Leichenwagen, den Sattel auf dem Rücken, mit hängendem Zügel und mit von schwarzem Flor durchflochtener Mähne. Offenbar hatte der Herr das so verfügt. Das Begräbnis verlief wie alle Be-

gräbnisse: klagende Weiber, zelebrierende Priester, eine sich drängende Menschenmenge. Das Pferd blieb am Grabe stehen, bis die letzte Schaufel Erde aufgeschüttet war. Dann nahm es jemand am Zügel, führte es aus dem Friedhof hinaus und überließ es dort sich selbst. Das Tier blickte zurück nach dem Grabe. Da trat hinter einem Gebüsch eine Frau hervor. Ihr Gesicht wurde von einem schwarzen, tief in die Stirn gezogenen Tuch beschattet. Sie klopfte dem Pferd auf den Hals und strich ihm über die Mähne. „Michel, ach Michel!" Lange blickte sie das Tier an mit ihren grünen Augen, aus denen zwei Tränenbäche rannen. Das war SIE, nur SIE konnte das sein.

Die Witwe des Herrn zog in die Stadt zu ihren Kindern. Das Grundstück übernahm ein Ehepaar, ein dicker, glatzköpfiger, bebrillter Mann und eine kleine spindeldürre Frau, die ebenfalls eine Brille trug, eine dunkel getönte. Der Schimmel kam eine Zeitlang nicht aus dem Stall, sie taten ihm Heu und Hafer in die Krippe und stellten ihm einen Eimer mit Wasser hin. Er lebte im Dunkeln, wie ein Maulwurf. Endlich holten sie ihn heraus, spannten ihn vor einen zweirädrigen Wagen und jagten ihn täglich von Dorf zu Dorf durch die Gegend. Oft ließen sie ihn stundenlang vor einem Genossenschaftsladen oder einer Buchhandlung warten. Seine Ohren waren von den vielen Peitschenhieben fast gefühllos geworden, die Lefzen vom ständigen Reißen am Zügel verhärtet. Die beiden hatten es immer so eilig, als erwarte sie irgendwo das große Los.

Ihre Stimmen verursachten dem Pferde größere Pein als die Peitschenhiebe. Der Mann sprach dumpf und gepreßt, als sitze ihm eine Kartoffel in der Kehle, die Frau gackerte wie eine beleidigte Pute. Ihre lautstark geführten Gespräche drehten sich fast immer um die Angelegenheiten anderer Leute. Beschäftigten sie sich ausnahmsweise einmal miteinander, dann nur, um sich zu zanken. Schmerzliche Sehnsucht überkam den Schimmel nach den leise geflüsterten Koseworten des Herrn, nach seiner leichten Hand, die ihm über die Mähne strich, und nach dem Zucker, der nach Basilienkraut duftete. War das alles denn einmal Wirklichkeit gewesen?

Sooft die beiden den Mund auftaten, geschah es stets, um einem anderen Böses nachzusagen oder einen schlimmen Plan auszuhekken. Wie gut, daß man nur ein Pferd war. Nicht auszudenken, man wäre ein Mensch und geriet solchen Bösewichtern in die Fänge! Kaum merkten die beiden, daß ein anderer ihnen irgend etwas voraushatte, so begannen sie schon gleich während der Fahrt zu beratschlagen, wie sie ihm am besten und nachhaltigsten ein Bein stellen könnten. Nichts schien ihnen natürlicher, als anderen Böses anzutun. Seltsamerweise heuchelten sie dann Empörung, als sei ihnen selber ein großes Unrecht geschehen. Mit seinem Pferdeverstand fragte sich der Schimmel, wie ein solches Übermaß an Schlechtigkeit in nur zwei Menschenhirnen Platz finden konnte. Um das abscheuliche Gekeife hinter seinem Rücken zu vergessen, erinnerte er sich seiner frühesten Kindheit und der jubelnden Stimmen der Enkel seines Herrn: „O Opa, Opa, komm, sieh doch mal das Fohlen!" In der Familie des Herrn war es seit jeher üblich, Pferde zu halten. Die beiden Unmenschen hatten nicht einmal eine Katze.

Eines Tages kam eine Verfügung heraus, gegen die das saubere Paar durchaus nichts einzuwenden hatte. Laut dieser Verordnung waren sämtliche alten Pferde im Schlachthof abzuliefern, späterhin würden dann auch die jungen drankommen. Das Zeitalter der Pferde war vorüber; die Herrschaft der Traktoren und motorisierten Lastwagen war angebrochen. Am Gebiß wurde das Alter der Tiere festgestellt. Wer ein junges Pferd hatte, erhielt die schriftliche Genehmigung, es einstweilen noch zu behalten, wer ein altes hatte, die Anweisung, es an dem und dem Tage zu der und der Stunde gegen ein geringes Entgelt an einer Sammelstelle abzuliefern. Als der Termin herangerückt war, brachten die Leute ihre Tiere zu der bezeichneten Stelle am Dorfrand, wo sie am nächsten Tage auf Lastwagen verladen und in die Stadt zum Schlachthof gefahren werden sollten.

Manche banden ihrem treuen alten Klepper einen Futtersack um, damit er nicht mit knurrendem Magen sein letztes Stündlein erwarten müsse und sich zwischen all den vielen fremden Pferden und Menschen nicht gar zu verlassen fühle. Andere wiederum trennten sich von ihrem Gaul wie von einem unbrauchbar gewordenen Gegenstand und suchten den ältesten und schäbigsten Strick heraus, der im Haushalt aufzutreiben war, um das Tier an der Auffangstelle anzubinden.

Würden seine neuen Herren ihm zum Abschied auch ein Bündel Heu vorwerfen oder ihm einfach nur einen Strick um den Hals binden? fragte sich der Schimmel. Soweit er sie kannte, würde vom Heu wohl kaum die Rede sein, vor allem, weil ein Pferd ja nicht sprechen und niemandem etwas sagen konnte. Oder – wer weiß? – gehörten die beiden vielleicht zu jener Sorte von Menschen, denen der Tod eines Feindes so nahegeht wie der ihres besten Freundes, die ihn bejammern, weil nun niemand mehr da ist, an dem sie ihre Bosheit auslassen können? Das Ehepaar hatte einen vierundzwanzigstündigen Aufschub erwirkt. Die Pferde sollten erst am nächsten Tage nachmittags abgeholt werden. Da die beiden vorgaben, noch ein paar wichtige Fahrten erledigen zu müssen, gestattete man ihnen, ihren Gaul erst zur Zeit des Abtransports zur Sammelstelle zu bringen. Leuten ihrer Art konnte man nicht leicht etwas abschlagen. Vielleicht war es auch besser so. Zu Tode gehetzt zu werden ist wohl leichter, dachte der Schimmel, als einen unbekannten Tod im Schlachthof zu sterben. Während der Fahrt ereiferten sich die beiden Stimmen, der grollende Baß und der schrille Diskant, über die beste Möglichkeit, dem einen und dem anderen lieben Nachbarn so richtig „ein Bein zu stellen". Wohin waren die zärtlich geflüsterten Worte, die Seufzer des Herrn entschwunden? Um das Gekeife hinter seinem Nacken zu vergessen, rief der Gaul sich die kleine, flinke Hand ins Gedächtnis und den nach Basilienkraut duftenden Zucker. In letzter Zeit wünschte er sich immerfort den Tod. Seine jetzigen Besitzer hätten es nicht geglaubt. Sie konnten sich wohl kaum vorstellen, daß auch im Kopf eines Pferdes Gedanken wohnten, denn ihr Vorstellungsvermögen war ebenso begrenzt, wie ihre Augen kurzsichtig waren.

Spät abends bei der Heimkehr war der Schimmel am Ende seiner Kräfte. Er hatte an einem einzigen Tage so viele Fahrten hinter sich gebracht, wie sonst innerhalb einer ganzen Woche. „Nutzen wir die Gelegenheit, solange wir das Vieh noch haben", hatten sich die beiden gesagt. Obwohl halbtot vor Erschöpfung, fand das Pferd keinen Schlaf. Ein Ereignis aus seiner Jugendzeit fiel ihm ein. Seine Mutter lag seit einigen Tagen unter dem großen Maulbeerbaum. Der Herr hatte sich bemüht, ihr mit allen möglichen Kräutern und Mixturen zu helfen, aber vergebens, sie war zu alt. Eines Abends – man hatte ihn vorsichtshalber im Stall angebunden – fiel in nächster Nähe ein Schuß. Bei Anbruch der Dunkelheit erschienen Zigeuner und baten den Herrn, ihnen das Fell des toten Tieres zu verkaufen. Der Herr erklärte ihnen zunächst in freundlichem Ton, daß er nicht beabsichtige, seinem Pferd das Fell abzuziehen, als aber die Leute nicht lockerließen, jagte er sie mit den Hunden vom Hof. Am nächsten Tage gab es auf der Wiese hinter dem Haus eine frisch aufgegrabene Stelle. Hätte der Herr gewußt, welches Schicksal ihn, den jungen Schimmel, nun erwartete, hätte er auch für ihn auf der Wiese ein Grab ausgehoben.

Jetzt mußte der Schimmel schlafen, denn er brauchte Kraft, um am Morgen den Wagen wieder von Dorf zu Dorf hinter sich herzuziehen. Dies war nun die letzte Nacht, die er hier in dem Stall verbrachte, in dem er geboren wurde und in dem er sein Leben lang beheimatet war. Wäre es da nicht besser, sich seinen Erinnerungen zu überlassen, als um jeden Preis den Schlaf herbeizurufen? Während die Gedanken in die Zeit zurückschweiften, da ihm das Leben noch lieb war, meinte er ein Rascheln zu vernehmen. Wohl eine Katze oder eine Maus. Das Rascheln kam näher.

Ein Streichholz wurde angerissen, und er sah ein schwarzes, schirmartig vorgezogenes Kopftuch. Eine kleine, flinke Hand hielt ihm ein paar Zuckerstückchen hin. Sie dufteten nicht mehr nach Basilienkraut. Dann banden zwei kleine, flinke Hände ihn los und faßten ihn am Halfter. Mit kurzen, hastigen Schritten gingen das Pferd und die Frau nebeneinander her, bis sie an den verlassenen Schafstall kamen, der nur ihnen beiden und dem Herrn bekannt war.

Zwei Winter hatte der Schimmel nun schon hier gehaust, weitab von der Welt der Menschen und der Pferde, zwischen den Tieren des Waldes, unter den Kronen der Bäume. Im Herbst schleppte die Frau gebündeltes Gras auf ihrem Rücken heran und häufte es in dem Schuppen auf. Der Schimmel mußte mit seinem Pferdeverstand zusehen, es sich so einzuteilen, daß es bis zum Frühling reichte. Den ganzen Winter blieb er auf sich allein gestellt, in ständiger Angst vor den Wölfen. Wurde der Durst unerträglich, dann stapfte er vorsichtig hinaus und leckte am Schnee. In der warmen Jahreszeit genoß er den Sonnenschein und rupfte mehr schlecht als recht Gras mit seinen zahnlosen Kiefern. Dann erschien auch die Frau regelmäßig und brachte ihm Maiskörner, Kleie und Salz. Sie setzte sich zu ihm ins Gras, fuhr ihm mit ihrer kleinen Hand über die Mähne und striegelte sie sorgsam. Bevor sie ging, klopfte sie ihm jedesmal auf den Hals und hielt ihm auf der Handfläche Zucker hin. Der duftete aber nicht mehr nach Basilienkraut. Sie trug auch keine bauschigen Röcke mehr, und in das kastanienbraune Haar, das unter dem schwarzen Tuch hervorlugte, mischten sich weiße Fäden. „Michel, ach Michel!" flüsterte sie dem Tier ins Ohr und blickte es traurig an.

In der warmen Jahreszeit machte das Pferd sich manchmal um Mitternacht langsamen Schrittes auf zum Friedhof. Am Grabe des Herrn wieherte es leise. Vermutlich hatte das jemand gehört, denn im Dorf begann das Gerücht umzugehen, auf dem Friedhof spuke es. Nur der Schimmel und die Frau wußten es besser. Wäre SIE nicht gewesen, hätte er sich längst dem Hungertod überlassen. Nur der Gedanke an den Kummer, den ihr das bereiten würde, bewog ihn, Nahrung zu suchen, um sein Leben zu erhalten.

Seit einiger Zeit regnete es ununterbrochen, alle Wege, die nach dem Walde führten, waren völlig verschlammt. Die Frau war schon lange nicht mehr dagewesen, Mähne und Schweif des Pferdes waren verfilzt und voller Dornen. Ein alter Gaul, verlassen, hungrig und traurig.

Sein Herz sagte ihm, daß er nun wirklich herrenlos war. Etwas trennte von nun an die Frau für immer von ihm und dem Walde und brachte sie vermutlich dem Herrn nahe.

Viel besser wäre es doch für ihn gewesen, zusammen mit all den alten Pferden zu sterben, als zwischen den Tieren des Waldes ein sinnloses Dasein zu führen, ein Leben, das niemandem mehr nützte. Lieber der gemeinsame Tod mit seinesgleichen. Das Zeitalter der Pferde war vorüber; die Herrschaft der Traktoren und motorisierten Lastwagen war angebrochen. Alle Gedanken, deren sein Pferdeverstand fähig war, kreisten um Vergangenheit, nur ein einziger wies beharrlich in die Zukunft: Wann würde auch das Zeitalter der Menschen vorüber sein, was würde aus ihnen werden?

Illustration: Reiner Schwalme

Entwirf deinen Reiseplan im großen – und laß dich im einzelnen von der bunten Stunde treiben. Kurt Tucholsky

Sándor Novabáczky

Auf dem Bahnhof

Neulich wollte ich nach Szeged fahren. Auf dem Bahnhof stand ein Zug neben dem anderen. Wie sollte ich nun herausbekommen, welcher der richtige war? Da kam zum Glück gerade ein Uniformierter daher, den sprach ich an: „Entschuldigen Sie, könnten Sie mir bitte sagen, welcher Zug nach Szeged fährt?"

„Ich bin Briefträger!"

Da kam schon ein anderer.

„Entschuldigen Sie, könnten Sie ..."

„Ich bin Feuerwehrmann!"

„Könnten Sie mir bitte sagen ..."

„Ich bin Pilot!"

„Aber Sie, mein Herr, sind bestimmt Eisenbahner ..."

„Ja, aber ich bin nicht im Dienst."

„Könnten Sie mir trotzdem ausnahmsweise verraten, welcher Zug nach Szeged fährt?"

„Fragen Sie doch bei der Information."

„Danke. Sagen Sie mir bitte, wo befindet sich die Information?"

„Ich habe keine Zeit, mein Zug fährt ..." „Mein Herr, wissen Sie nicht zufällig, wo die Information ist?"

„Ich bin Ausländer."

„Gott im Himmel, können Sie mir endlich sagen, welcher Zug nach Szeged fährt?"

Eine weintrunkene Stimme: „Hier gibt's doch nun wirklich genug Züge. Suchen Sie sich einen aus!"

Der hat recht! Vor mir ein abfahrtbereiter Zug, die Leute sind schon eingestiegen. Ich klettere in die E-Lok, auf den Führersitz, ziehe den Hebel. Wir haben grünes Licht und rattern los. Meiner Meinung nach fährt dieser Zug nach Szeged, weil ich ihn dorthin bringe ...

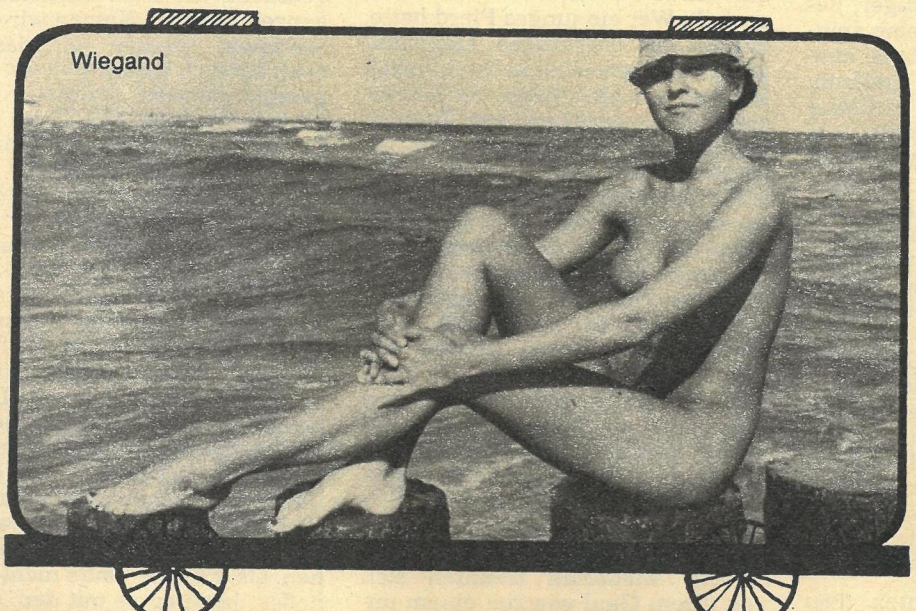
Der Richter: „Sie entführten am 1. Januar 1984 den Personenzug Nr. 345. Was können Sie zu Ihrer Entlastung vorbringen?"

„Hohes Gericht! An jenem Tag mußte ich in dringender privater und öffentlicher Angelegenheit nach Szeged fahren. Ich fragte 18 verschiedene Leute, welcher Zug dorthin führe. Eine verwertbare Antwort erhielt ich von keinem. Da habe ich mir gedacht, wenn dir niemand sagen kann, welcher Zug nach Szeged fährt, muß ich die Frage selbst entscheiden. Und ich entschied mich für Nr. 345. Es war eine Zwangslage. Deshalb brachte ich den Zug nach Szeged."

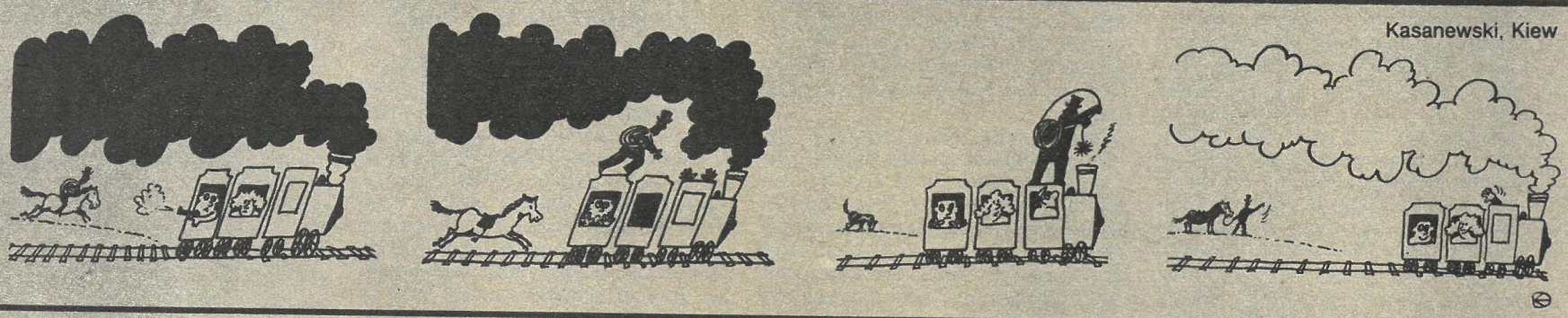
„Und Sie haben nicht daran gedacht, daß Sie Schaden anrichten? In diesem Zug saßen Menschen, auf die ihre Arbeit, ihre Familie warteten. Sachverständiger, wohin sollte dieser Zug eigentlich fahren?"

„Nach Szeged."

Wiegand

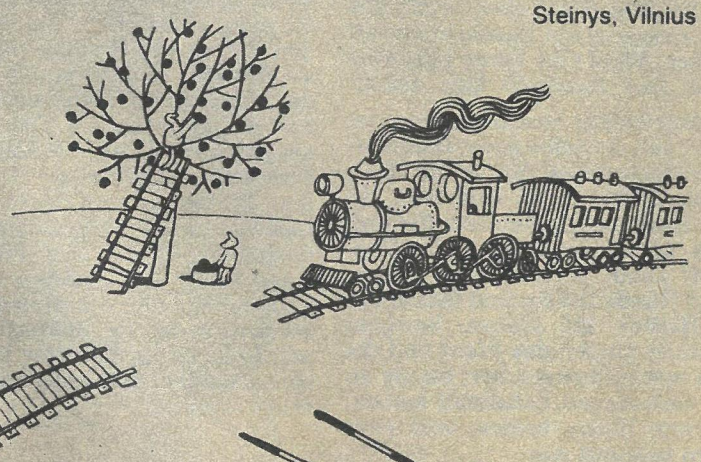


Kasanewski, Kiew

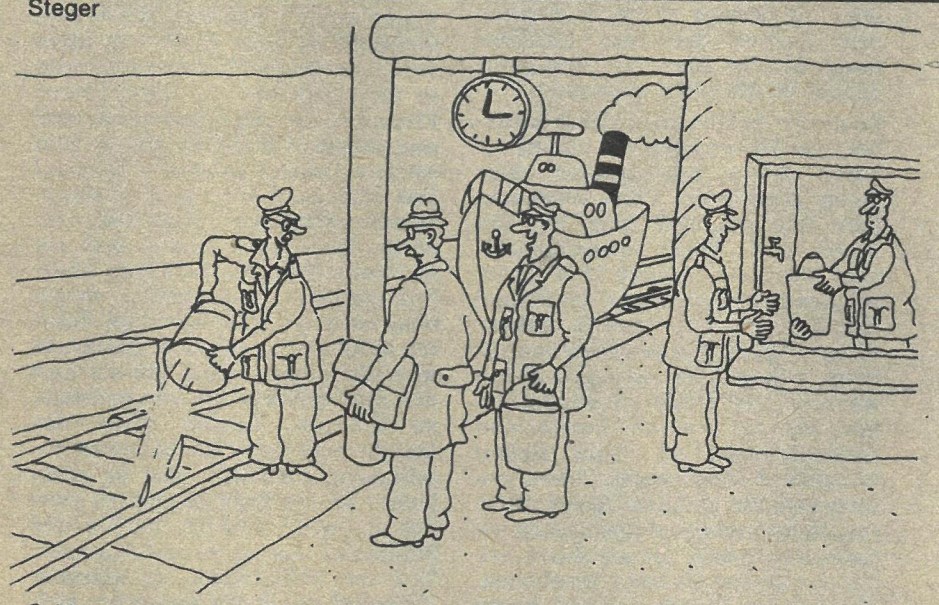


Platzreservierung:
Glück ist das einzige, was sich verdoppelt, wenn man es teilt.
Albert Schweitzer.

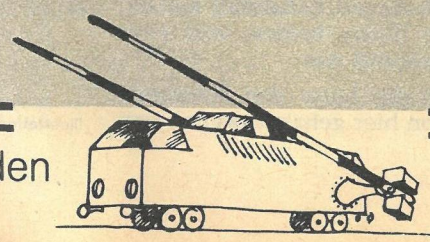
Steinys, Vilnius



Steger



„Schienenersatzverkehr! Was sonst?"



Anschluß: Bei den Frühzügen kommt man am häufigsten zu spät. Wilhelm Busch

Mitropa: Reisen sollte nur der Mensch, der sich ständig überraschen lassen will. O. M. Graf

sich daheim nicht darf finden lassen. Joh. Peter Hebel **Schlafwagen:** Aus dem Paradies geht man nicht freiwillig; aus dem Paradies wird man vertrieben. Ernst Toller

Und doch gibt es Menschen, die das Leben in vollen Zügen genießen. K.K.

Zugauskunft besetzt:

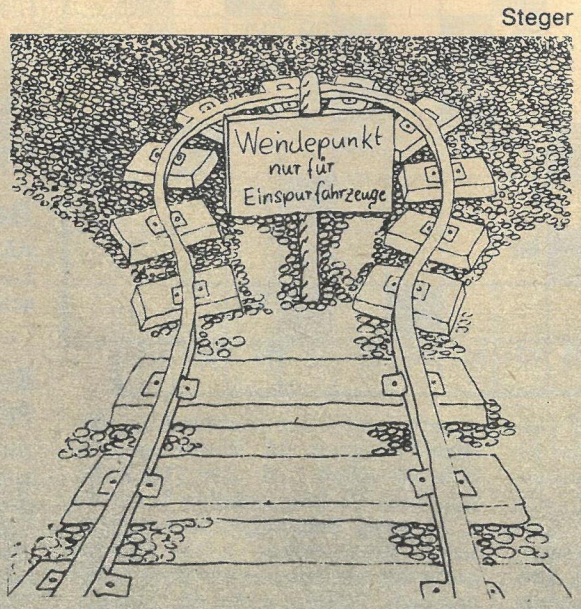
Man erlebt nicht das, was man erlebt, sondern wie man es erlebt.

Wilhelm Raabe

Ortsveränderung vermittels irgendeiner Art von Dampfmaschinen sollte im Interesse der öffentlichen Gesundheit verboten sein. Die raschen Bewegungen des Wagens können nicht verfehlen, bei den Passagieren die geistige Unruhe, delirium furiosum, hervorzurufen. Selbst zugestanden, daß Reisende sich freiwillig dieser Gefahr aussetzen, muß der Staat wenigstens die Zuschauer beschützen. Denn der Anblick einer Lokomotive, die in voller Schnelligkeit dahinrast, genügt, diese schreckliche Krankheit zu erzeugen.

Medizinisches Gutachten 1835 über die erste deutsche Eisenbahn auf der Strecke Nürnberg–Fürth.

Steger



Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Postsack international

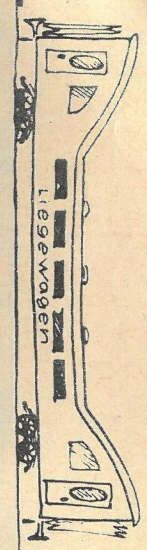
Eine Reise kann zweierlei sein: ein Erlebnis, dessen man sich immer erinnert, oder ein Erlebnis, das man leider niemals vergißt.
deutsch

Für unsere Bequemlichkeit ist uns nichts zu anstrengend!
deutsch

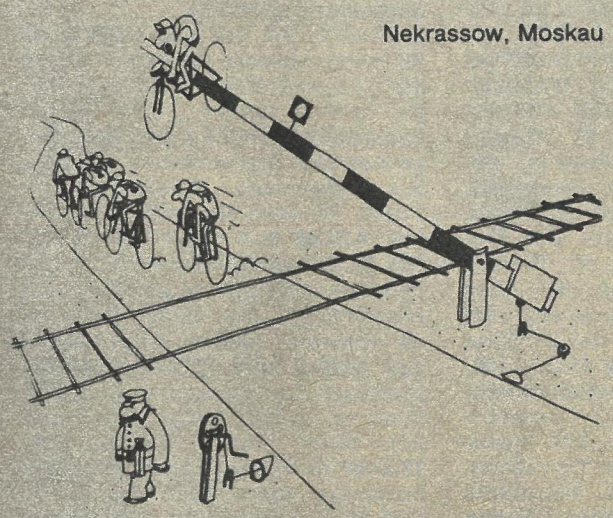
Wohin du auch kommst, sprich immer in der Art der Leute.
chinesisch

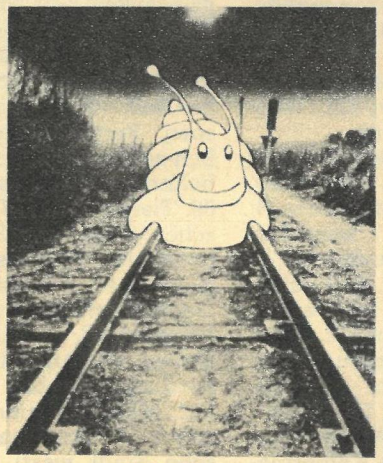
Urlaub – Zeit, in der der Mensch die im Laufe eines Jahres angehäuften Energiereserven verbraucht.
bulgarisch

Wenn die Züge regelmäßig Verspätung haben, sollte man den Fahrplan ändern.
tschechisch



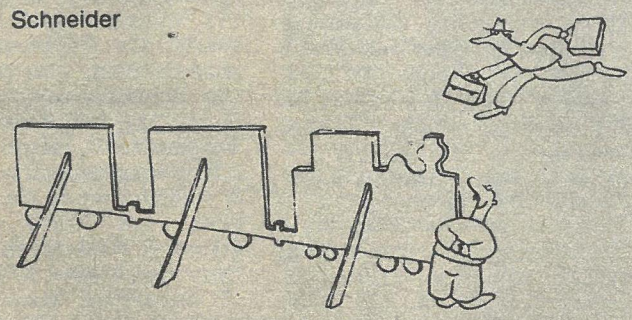
Nekrassow, Moskau

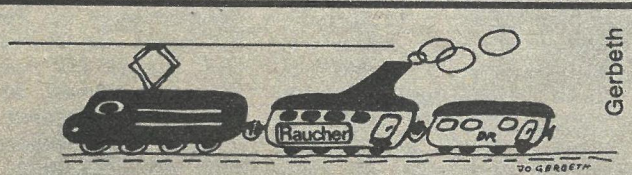




Schienenstoßmilderungsschneck von Läpke

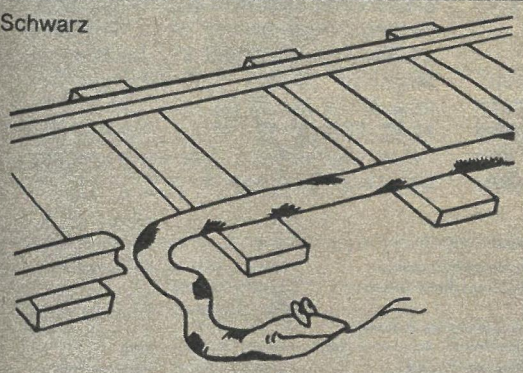
Schneider



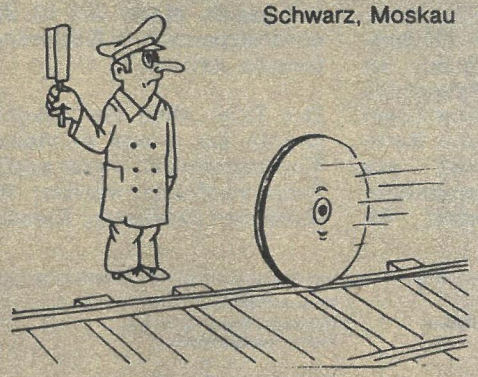


Gutes Gespräch kürzt den Weg. altdeutsch.

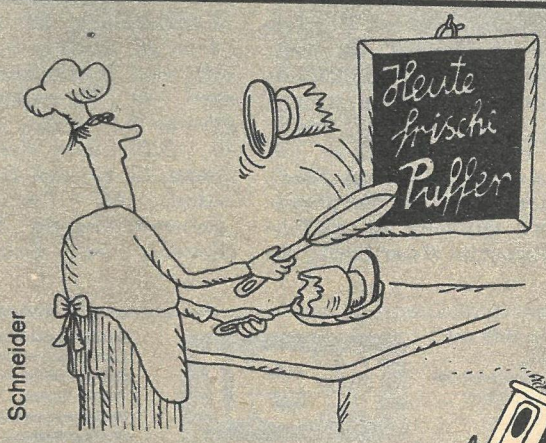
Schwarz

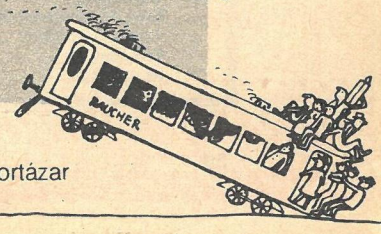


Schwarz, Moskau

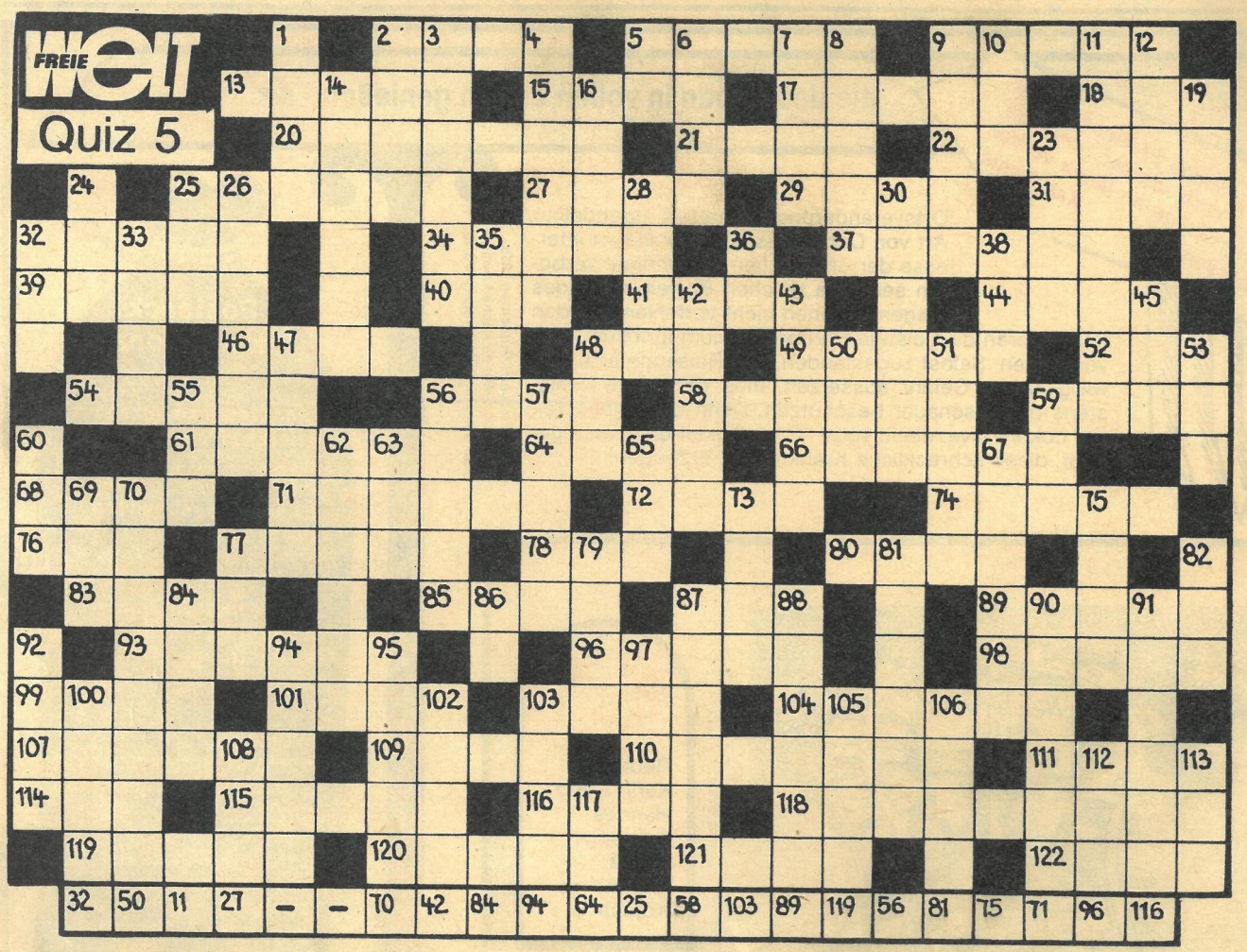


Schneider





Fensterplatz: Es hängt von der Farbe des Glases ab, durch das man schaut. Julio Cortázar



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Nachlaßempfänger, 5. See i. d. Karelischen ASSR, 9. Titelgestalt eines Schauspiels von Anton Tschechow, 13. Kleiderschädling, 15. Amtstracht, 17. Gebirge im Süden des asiat. Teils der UdSSR, 18. österr. Grenzort in Tirol, 20. Zahlwort, 21. svw. Unordnung, wüstes Durcheinander, 22. Ährenborste, 25. Gartenblume mit großen Blütenköpfen, 27. Oper von Verdi, 29. Abschnitt der Woche (Mz.), 31. sowj. Heldenstadt i. d. Ukraine, 32. Gebirge im Süden Mittelsibiriens, 34. ital. Anrede, svw. Herrin, 37. Hilfsmaßstab auf Längenmeßgeräten, 39. ständige Wiederholung einer Tätigkeit zwecks Erwerbung von Fertigkeiten, 40. französisch: Freund, 41. schweres Verbrechen, 44. japan. Stadt nordöstl. von Osaka, 46. Nährmutter, 48. poln. Schriftsteller („Eden"), 49. französ. Bildhauer (1840–1917), 52. griech. Buchstabe, 54. Papstkrone, 56. Tonintervall im Neunstufenabstand, 58. Käsesorte, 59. sowj. Ort nordwestl. von Swerdlowsk, 61. span. Stadt südwestl. von Zaragoza, 64. russ. Männername, 66. großer See im SO Afrikas, 68. Stahlplatte mit Versteifungen, 71. ein Mineral, 72. Festkleidung, 74. Abk. für Diskothek, 76. Mädchenname, 77. japan. Hafenstadt nördl. v. Sapporo, 78. nordwestschott. Fluß zur Nordsee, 80. Berg bei Innsbruck, 83. sowj. Stadt i. d. Oblast Orenburg, 85. Nordlandtier (Mz.), 87. Hinweis, 89. Hafenstadt und Kurort im S der Krim, 93. gazeartiges Gewebe, 96. Männername, 98. svw. unangenehme Eigenschaft, schlechtes Benehmen, 99. sowj. Heldenstadt südl. von Moskau, 101. Stadt im N des USA-Staates Oklahoma, 103. deutscher Maler u. Grafiker (gest. 1916), 104. Einsiedler, 107. Herrschaftsgebiet eines Emirs, 109. russisch: Berg, 110. Mädchenname, 111. Dnestr-Nebenfluß, 114. Wendekommando, 115. inneres Organ, 116. lateinisch: Würfel, 118. Hauptstadt der Tadshikischen SSR, 119. Schiffszubehör, 120. Schädlingsnagetier, 121. lateinisch: Tag, 122. Habsucht.

Senkrecht: 1. österr. Schriftsteller („Radetzkymarsch"), 2. Behältnis, 3. wohlriechende Gartenpflanze, 4. Oper von Verdi, 5. westsibir. Strom, 6. Fluß durch Leningrad, 7. Besucher, 8. svw. Söller, 9. Gefährt, 10. Aussehen, Miene, 11. wasserreichster Strom Sibiriens, 12. nord. Männername, 14. Pudergrundstoff; Füllmittel für Tabletten, 16. nord. Gott, Haupt der Asen, 19. bulgar. Währungseinheit, 23. Aussprachezeichen, 24. Ferment im Kälbermagen, 25. Judo-Meistergrad, 26. Abfluß des Baikalsees, 28. Schachfigur, 30. venezianisches Boot, 32. Windrichtung, 33. russ. Männername, 35. Stadt in Australien, nordöstl. von Melbourne, 36. Flächenmaß, 38. Elementarteilchen, 42. griech. Buchstabe, 43. Schauspiel, 45. Stifterfigur des Naumburger Doms, 47. Gestalt der Franz. Revolution, 48. Operngestalt aus „Schneeflöckchen", 50. Großmutter (Kosef.), 51. Sultanserlaß, 53. griech. Göttin der Verblendung, 55. Abschiedsgruß, 56. Wesensart, 57. Schriftzeichen f. d. Ton (Mz.), 59. um einen Halbton erhöhte Tonstufe a, 60. sowj. Schachgroßmeister, 62. sowj. Biochemiker („Die Entstehung des Lebens auf der Erde"), 63. englisch: Wagen, Auto, 65. Komponist der Oper „Die Zaubergeige", 67. Lena-Nebenfluß in Jakutien, 69. griechisch: neu, 70. ASSR im NW des europ. Teils der UdSSR, 73. Nichtfachmann, 75. sowj. Halbinsel im NNW der UdSSR, 77. Wolganebenfluß, 79. Fluß im südl. Teil des sowj. Fernen Ostens, 81. körperlich-seelische Überbelastung, 82. helfender Hinweis, 84. Singvogel, 86. Tierprodukt, 87. zentralafrikanischer Staat, 88. Familie der Unpaarhufer, 90. Gesuch, 91. Fruchtstand des Weinstocks, 92. altes forstwirtschaftl. Raummaß, 94. Längenmaß, 95. westafrikan. Strom, 97. Ansiedlung (Mz.), 100. nordschwedische Industriestadt, 102. Mädchenname, 103. Unteroffizier b. d. Volksmarine, 105. spanische Stadt westl. von Tarragona, 106. Bezeichnung f. d. Verhältnis der Geschwindigkeit eines Körpers z. B. Flugzeug) zur Schallgeschwindigkeit, 108. engl. Biersorte, 112. japan. Maler des 13. Jh., 113. nordostspanischer Küstenfluß, 117. französ. Artikel.

Der Titel „Held der Sowjetunion" konnte ihr – wie so vielen ihrer Kampfgenossen – erst nach ihrem Tode verliehen werden; ihr, der Moskauer Schülerin, Komsomolzin und Partisanin, geboren am 13. 9. 1923, von den Hitlerfaschisten grausam gefoltert und gehenkt am 29. 11. 1941.

Den Vor- und Familiennamen dieses achtzehnjährigen Mädchens finden Sie, liebe Rätselfreunde, auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern, die auf der Zahlenleiste am unteren Rätselrand genannt werden. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 29. Mai 1985 (Datum des Poststempels).

Und bitte die Marke Quiz 5 oder die Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 13/1985 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. Preis	25,– Mark

Geschütteltes

ALA und BAIKAL – richtig verbunden – wird zum Instrument für schöne Stunden.

Schach
Schachpremiere in Berlin

Die nachstehende Partie – mit Anmerkungen von Trainer Hans Platz (Berlin) – bezeichnete Großmeister Valeri Tschechow als seine beste des von ihm gewonnenen I. Turniers im Haus der sowjetischen Wissenschaft und Kultur in der Hauptstadt der DDR, 1984.

Italienisch, G. Möhring (DDR) – V. Tschechow (UdSSR):

1. e4 e5 2. Sf3 Sc6 3. Lc4 Sf6 4. d3 h6 (eine aktuelle Methode gegen die altehrwürdige Italienische Partie; früher waren solche Randbauernzüge verpönt) **5.c3 d6 6.0–0 g6 7.d4 De7** (darin besteht die Idee des schwarzen Aufbaues; der Punkt e5 wird kontrolliert) **8.Te1 Lg7 9.Sbd2 0–0 10.b3 Sh5 11.Lb2 Sf4 12.Sf1 ed** (Schwarz öffnet das Spiel im richtigen Augenblick und beabsichtigt, das weiße Zentrum als schwach nachzuweisen) **13.cd Lg4 14.Se3 L:f3 15.D:f3 Se6** (die Strategie des Schwarzen ging auf; denn er erobert leicht den Punkt d4) **16.e5 Sc:d4 17.L:d4 S:d4 18.D:b7 de 19.Tac1** (nach dem Bauernverlust hätte Weiß mit 19.Sd5 Dg5 20.S:c7 unbedingt Verwicklungen anstreben sollen) 19....Tab8 **20.De4 Kh7 21.Sd5 Dd6 22.Dh4 c6 23.Se3 f5** (gegen die vorrückenden schwarzen Bauern hat Weiß kein Gegenmittel) **24.Lf1 e4 25.Sc4 Dc7 26.Kh1 Tbe8 27.Dh3 Te7 28.Tcd1 f4 29.f3 e3 30.Ld3 Td7 31.Dg4 Sf5 32.L:f5 T:f5 33.g3 Lc3 34.T:d7+ D:d7 35.Tg1 Tf7** 36.gf D:g4 – 0:1 (Weiß überschritt in hoffnungsloser Stellung die Zeit).

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

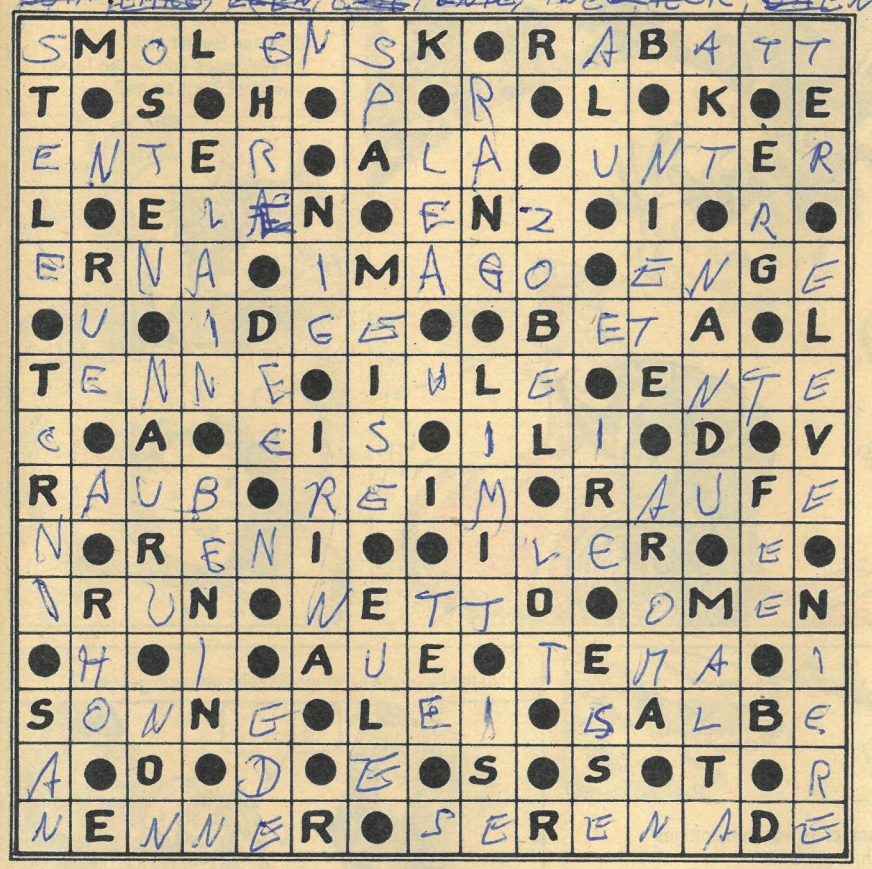
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

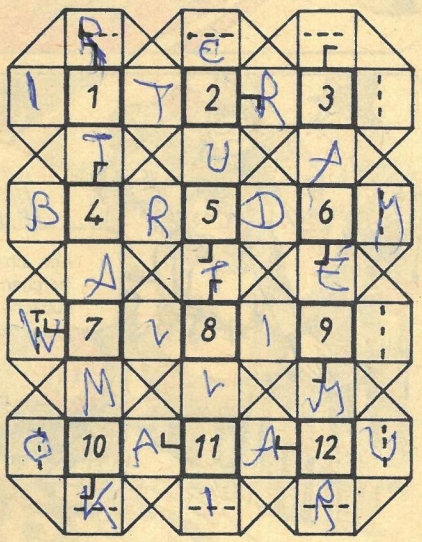


Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Abschnitt der Bühnenwerke, 2. oberital. Stadt am Adige, 3. Leichtmetall (Kurzw.), 4. Industriestadt im Erzgebirge, 5. Wohlgeruch, 6. westafrikan. Republik, 7. griech. Buchstabe, 8. schott. Fluß zur Nordsee, 9. ethischer Begriff, 10. einjähriges Pferd, 11. Bestandteil pflanzl. u. tier. Öle und Fette, 12. svw. Elch, 13. Einheit der Arbeit und Energie, 14. Neckar-Nebenfluß, 15. Schüler, Zögling, 16. Mädchenname, 17. Nachtvogel, 18. schmale Durchfahrt, 19. Rauchfang, 20. Schwimmvogel, 21. Gestalt a. d. „Dreigroschenoper", 22. Gefrorenes, 23. Märchenwesen, 24. Vollkerf, 25. nordspanische Grenzstadt, 26. Einfall, 27. russ. Mädchenname, 28. abgelaichter Hering, 29. europ. Inselbewohner, 30. Fluß im SO Kasachstans, 31. japan. Heiligtum bei Osaka, 32. Schabeisen der Kammacher, 33. Mädchenname, 34. Senkblei, 35. Schiefer, Fels, 36. Preisgrenze (engl.), 37. Inselstaat im Mittelmeer, 38. Singvogel, 39. Fehllos, 40. südamerikan. Laufvogel, 41. französisch: nein, 42. reines Warengewicht, 43. Inselatoll nordöstl. der Salomonen, 44. Teil eines Bruches, 45. strikte Verneinung, 46. inneres Organ, 47. Vorzeichen, 48. Himmelsrichtung, 49. Preisnachlaß, 50. Futterkrippe, 51. Theaterplatz, 52. schweres Verbrechen, 53. griech. Buchstabe, 54. Gleichklang, 55. französisch: Straße, 56. ital. Maler des 16./17. Jh., 57. medizinische Paste, 58. flacher Steinpfeiler, 59. Ständchen, Abendmusik, 60. Badeort in Belgien, 61. Stadt am oberen Dnepr (RSFSR), 62. Wisla-Nebenfluß, 63. Fixstern, 64. Aufgußgetränk, 65. Scheunenboden, 66. mittelitalien. Industriestadt, 67. Hafenstadt in Ghana/Westafrika, 68. nordostspanischer Küstenfluß, 69. deutsche Spielkarte, 70. kostbares Pelztier Sibiriens.

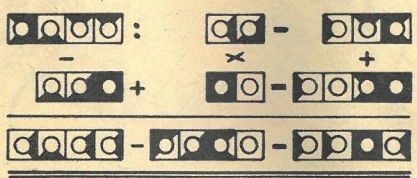
Wabenrätsel

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in der jeweils angegebenen Richtung:
1. Ausflug zu Pferde, 2. Schwanz von Fuchs und Hund, 3. Hafendamm 4. Gangart der Pferde, 5. sowj. Gewerkschaftszeitung, 6. Stadt in den Niederlanden, 7. dreieckige Dachfläche, 8. Vorname Eulenspiegels, 9. Fluß i. d. Ukraine, 10. tiefe Bewußtlosigkeit, 11. Gebirge im Süden der Kirgisischen SSR, 12. Fluß im sowj. Fernen Osten.
Die Buchstaben in den gestrichelten Feldern – in Uhrzeigerrichtung gelesen – ergeben die Namen von zwei bedeutenden russischen Malern.



Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

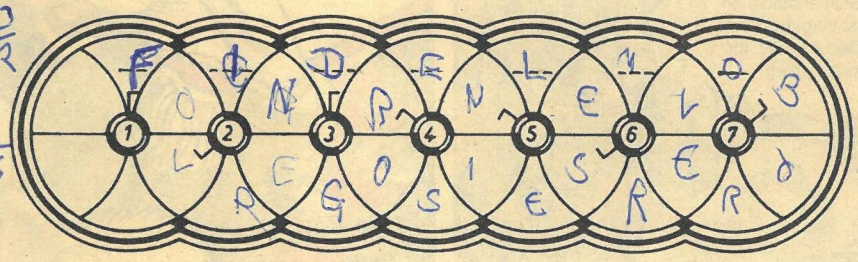


Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß sich andere Begriffe ergeben: Ache – Oker – Ale – Wege – Fuß – Pan – Mister – Becher
Die eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines deutschen Dichters, der von 1759 bis 1805 lebte.

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Mehl – Perle – Amur – Saum – Serbe – Idol – Rinde – Roman
Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für ein kleines Raubtier mit kostbarem Pelz.



Kreisleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in der jeweils angegebenen Richtung:
1. Teil des Huftierfußes, 2. Fischereifahrzeug, 3. Rohstoffe zur Bereitung von Arzneien, 4. getrocknete Weinbeere, 5. feiner Regen, 6. Handwerker, der Schnüre und Seile herstellt, 7. spanischer Tanz.
Die Buchstaben in den oberen Feldern ergeben den Titel einer Beethoven-Oper.

Auflösungen aus Heft 9/1985

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Desna, 4. Doline, 8. Kadmium, 12. Ire, 14. Laon, 15. Bar, 16. Vogel, 17. Monaco, 18. Edelstein, 19. Erin, 21. Lauch, 24. Sparren, 27. Korinth, 29. Elm, 31. Mett, 33. Eile, 34. Roer, 36. Ith, 38. Emu, 39. FBI, 40. Kardätsche, 42. Skip, 45. Tano, 47. Kali, 48. Ines, 50. Tana, 51. Ira, 52. Spagate, 54. Peter, 55. Atem, 56. Altai, 59. Aster, 61. Riga, 62. Sauna, 63. Konzert, 65. Ome, 66. Emet, 68. Drau, 70. Mime, 72. Este, 74. Reni, 75. Astronomie, 79. Ras, 80. Ode, 81. Lea, 82. Orel, 84. Sole, 87. Ulan, 89. Ene, 91. Regulus, 95. General, 98. Ungar, 99. Lena, 100. Rotarmist, 101. Setzer, 102. Tross, 103. Lee, 104. Ainu, 105. Nil, 106. Stechen, 107. Litera, 108. Rhône.
Senkrecht: 1. Devise, 2. Signal, 3. Aller, 4. Domino, 5. Onon, 6. Idaho, 7. Eboli, 8. Kraut, 9. Dreh, 10. Ideal, 11. Mast, 12. Isère, 13. Ernst, 20. Rerik, 22. Anat, 23. chic, 25. Pisa, 26. Reformation, 27. Krai, 28. Rad, 29. Ehen, 30. Messer, 31. Mustermesse, 32. Tein, 35. Eklat, 37. Thiès, 41. Ära, 43. Karies, 44. Parade, 45. Traber, 46. Niesen, 49. Epe, 52. Sió, 53. Tat, 56. Andreé, 57. Bar, 58. Akuse, 60. Trier, 64. Ern, 67. Mehl, 69. Aale, 70. Mios, 71. Erlen, 73. Tula, 76. Tarn, 77. Olga, 78. Oil, 83. Egeria, 85. Orlowo, 86. Elaste, 87. Uhren, 88. Artel, 90. Neige, 92. Egeln, 93. Ursel, 94. Untat, 96. Natur, 97. Aras, 98. Utah, 99. Lear.

Kreuzgitter. Waagerecht: Ritus (61), Fit (27), Obi (56), All (3), Regal (64), Segment (72), Okarina (52), Alai (7), Etat (19), Seta (74), Mine (43), Toskana (82), Marion (45), Rebe (66), Tag (85), Ido (32), Tete (87), Tisa (89), Mostar (47), Torero (83), Ente (21), Sir (80), Minze (48), Rast (70), Laut (38), Gamma (29), Opa (54), Orne (58), Airolo (9), Manitu (42), Garn (31), Emir (26), Erl (23), eng (24), Arat (11), Kassie (34), Leander (36), Lalo (40), Trio (91), Arad (15), Daus (18), Stiller (76), Solange (78), Pensa (59), Ate (5), Kea (35), Rot (68), Revue (62).

Senkrecht: Rosa (63), Riga (65), Tee (86), Satte (75), Flotte (28), Trasse (88), Agitation (2), Ala (13), Belladonna (17), Erek (22), Ananas (8), Mimi (49), Nenner (50), Iota (33), Ober (57), Aga (16), Mime (41), Rost (67), Reti (69), Triton (90), Termin (84), Orla (55), Emu (20), Stol (77), Zentrifuge (92), Aar (12), Margarine (44), Poet (60), Ries (71), Eule (25), Ohrě (53), Mikado (46), Aral (4), Gel (30), Anette (6), Adolar (14), Ararat (1), Soda (79), Nils (51), Laser (37), Anke (10), Seal (81), Spa (73), Luv (39).

Wörterband. Von außen nach innen: Rebe, Nie, Leda, Monsun, Iskra, Polo, Siele, Kanin, Elan, Isère, Brot.

Von innen nach außen: Tor, Beresina, Lenin, Akelei, Solo, Park, Sinus, Nomade, Lein, Eber.

Silbenrätsel: 1. Fledermaus, 2. Reise, 3. Ernani, 4. Uljanowsk, 5. Niete, 6. Dränage, 7. Salbe, 8. Chitin, 9. Amerika, 10. Ferkel, 11. Tadel, 12. Irene, 13. Sessel, 14. Tete, 15. Wyoming, 16. Inber, 17. Eber, 18. Dosis, 19. Eisen, 20. Riese, 21. Ware. – Freundschaft ist wie der Wein, je älter desto besser.
Buchstabentausch: Raufe, Kanin, Beete, Spott, Nation, Beine, Ringer. – Fitting.
Rätselpyramide: 1. I, 2. IL, 3. Lei, 4. Eile, 5. Emile, 6. Meiler.
Sitzenbleiber: Maurer, Mau(r)er + Blümchen = Mauerblümchen.
Geschütteltes: Limonade.
Schach: 1. Th6? (2. T:e6 Matt); 1. ... D:e4! 1. Th5! (2. Se7 Matt); 1.... e5 2. Th6 Matt; 1. ... Le5 2. Sb4 Matt; ferner: 1. ... Lf6 ebenfalls 2. Sb4 Matt; 1. ... ed 2. ed Matt.

Raten und Rechnen:

9472	:	32	=	296
–		×		+
430	+	252	=	682
9042	–	8064	=	978

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

DIE ZWÖLF MONATE

Nach einem Märchenspiel von Samuil Marschak. Gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

STAATSVERLAG
der Deutschen Demokratischen Republik

Aus unserem Literaturangebot:

Auf dem Friedenskurs Lenins
Ausgewählte Reden und Schriften
A. Gromyko
Hrsg.: Institut für Internationale Beziehungen an der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR, Potsdam-Babelsberg
Aus dem Russischen
524 Seiten · Leinen · 12,80 M
Bestellangaben: 772 063 8 / Gromyko, Reden

Stimme und Aktion der Völker gegen das Wettrüsten
Dokumente 1979 – 1984
Ausgewählt und eingeleitet von Dr. H. Schirmeister und C. Großmann
Hrsg.: Institut für Internationale Beziehungen an der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR, Potsdam-Babelsberg
Etwa 400 Seiten · Leinen · etwa 9,50 M
Bestellangaben: 771 976 8 / Wettrüsten Dok. 1979 – 84
Erscheint im III. Quartal

Die DDR in der Welt des Sozialismus
Autorenkollektiv unter Leitung von Prof. Dr. S. Quilitzsch
237 Seiten · Pappband · 14,80 M
Bestellangaben: 771 949 3 / DDR/Sozialismus

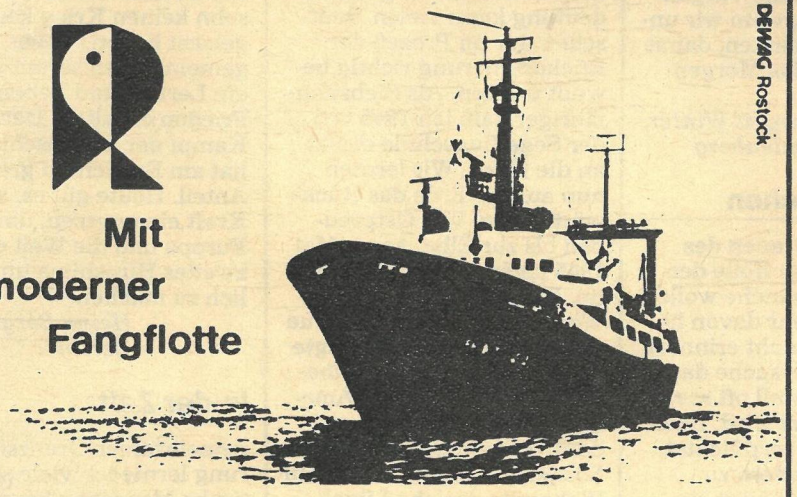
Faschismus – Regime des Verbrechens
Prof. Dr. J. Petzold
2., überarb. Auflage
168 Seiten · Broschur · 3,– M
Bestellangaben: 772 050 7 / Petzold, Faschismus

Bestellungen bitte nur an den örtlichen Buchhandel richten.

Die Wiedergeburt der künstlerischen Druckgraphik
Jewgeni F. Kowtun

Aus der Geschichte der russischen Kunst zu Beginn des 20. Jahrhunderts
Aus dem Russischen von Gisela Zacher
24 × 27 cm, 154 Seiten Text mit 133 Abbildungen, 24 Seiten Bildteil mit 33 farbigen Abbildungen, 4 Seiten biographischer Bildteil mit 8 Abbildungen.
Ganzleinen mit Schutzumschlag.
LSV 8134. Bestellangaben: 500 564 9 / Kowtun, Russ. Druckgraphik. DDR 78 M, Ausland 86 DM

VEB Verlag der Kunst Dresden



Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung
als
Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand.

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!
Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 53/I/85

Anläßlich des 40. Jahrestages des Sieges über den Hitlerfaschismus und der Befreiung des deutschen Volkes von der Naziherrschaft empfiehlt der Verlag Tribüne das Buch

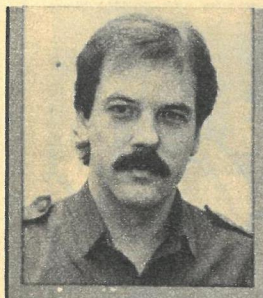
Die sowjetischen Gewerkschaften im Großen Vaterländischen Krieg – Erinnerungen

Von einem Autorenkollektiv, aus dem Russischen übersetzt
232 Seiten, Ganzgewebeband und Schutzumschlag
Preis: 12,70 Mark
Bestellangaben: 685 912 8 / Sowj. Gewerkschaften

Dieser Sammelband enthält Erinnerungen bekannter Persönlichkeiten, die während der Jahre des Großen Vaterländischen Krieges der Völker der UdSSR in den sowjetischen Gewerkschaften wichtige Funktionen ausübten. Die 14 Autoren vermitteln ein eindrucksvolles Bild von den schwierigen und mannigfaltigen Aufgaben, die die Gewerkschaften in dieser Zeit zu lösen hatten. Sie schildern aus eigenem Erleben, wie die sowjetischen Gewerkschaften unter Führung der Kommunistischen Partei zum Beispiel die Evakuierung der Menschen aus den von den Faschisten bedrohten Gebieten und den Neuaufbau der lebens- und kriegswichtigen Produktion im sowjetischen Hinterland organisierten und wie sie sich auch unter schwierigsten Bedingungen um die unmittelbaren Bedürfnisse und Sorgen der Werktätigen kümmerten. Und schließlich wird der Leser auch über die internationalen Kontakte der sowjetischen Gewerkschaften während des Krieges aus der Sicht M. P. Tarassows, eines Mitbegründers des Weltgewerkschaftsbundes, informiert.
Die Geschichtsschreibung über den Großen Vaterländischen Krieg wird mit diesem Erinnerungsband aus bisher wenig beachteter Sicht ergänzt, da die Autoren deutlich machen, daß die gewaltigen Anstrengungen der Werktätigen im sowjetischen Hinterland wesentliche Voraussetzungen für den Sieg der Roten Armee über den Faschismus waren.

Dieses Buch kann in den örtlichen Volksbuchhandlungen erworben oder beim Literatur- und Vordruckvertrieb des FDGB, 7153 Markranstädt, Bahnhofstraße 12, bestellt werden.

Verlag Tribüne Berlin
1193 Berlin, Am Treptower Park 28–30



Dieses Datum –

was verbindet einen Menschen, der vier Jahre nach dem 8. Mai 1945 geboren wurde, damit? Vieles, was man aus dem Geschichtsbuch und persönlichen Erfahrungen von Zeitzeugen kennt. Und doch läßt sich nur erahnen, was wirklich geleistet werden mußte, um den Faschismus zu zerschlagen. Unfaßbar die Sinnlosigkeit, mit der sich verblendete, oft verängstigte Deutsche noch in den Straßen Berlins gegen den Frieden wehrten. Vierzig Jahre später zieht es viele Menschen – alt und jung – zum Ehrenmal für die gefallenen sowjetischen Helden in Berlin-Treptow. Oft schon war ich dort. Wieder werde ich hier stehen am Vorabend des 8. Mai, werde einer von Tausenden FDJlern und Pionieren sein und mit ihnen empfinden und bekennen: Unser Dank für euch, ihr Sowjetsoldaten, ist unser Tun für einen starken Sozialismus, für einen dauerhaften Frieden und für die unzerstörbare Freundschaft zwischen unserem Volk und den Völkern der Sowjetunion.

Wilfried Poßner, Vorsitzender der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" und Sekretär des Zentralrats der FDJ

Vereint auch im All

Ohne 9. Mai gäbe es keine Raumfahrt der UdSSR. Ohne 8. Mai gäbe es keine Raumfahrt-Kooperation UdSSR/DDR. Die Zusammenarbeit unserer beiden Länder wurde schon vor mehr als anderthalb Jahrzehnten in den Orbit ausgeweitet. Die MKF-6 wurde zu einem Symbol, der Interkosmosflug von Valeri Bykowski und Sigmund Jähn zu einem Höhepunkt unserer Kooperation.

Kosmonaut Generalmajor Anatoli Filiptschenko, Vizepräsident der Freundschaftsgesellschaft UdSSR–DDR

WIE ICH DEN 8. MAI '45 ERLEBTE

Um das zu erfahren, befragte FREIE WELT – als Auftakt zu einer großen Leseraktion – sechs Bürger aus der DDR und sechs aus der Sowjetunion. Menschen mit unterschiedlichen Weltanschauungen, mit unterschiedlichen Berufen, berühmte Leute und weniger bekannte… Wir wollten wissen, wie denkt ein Arbeiter über den 8. Mai, wie ein Bischof, wie ein Wissenschaftler, ein Künstler. Denn dieser Tag, der die Befreiung vom Faschismus brachte, der 8. Mai 1945, geht uns alle an. Schreiben auch Sie uns, liebe Leser…

- wie und wo Sie den 8. Mai erlebten,
- welche Bedeutung dieser Tag für unser Heute hat.

Wir verlosen unter den Teilnehmern an der großen FREIE WELT-Leseraussprache 20 Reisen in die Sowjetunion.

„Dieser Tag im Mai vor vier Jahrzehnten…"

… so schrieb uns Dieter Rosenberg aus Karl-Marx-Stadt, „ist für mich Sinnbild eines neuen, besseren Lebens, einer friedlichen Zukunft." Die Erkenntnis dieser historischen Wahrheit spricht aus all den vielen Briefen, die uns zur großen FREIE WELT-Leseraussprache erreichten.

Meine Hortkinder

sind so alt, wie ich es am 8. Mai 1945 war. Die Bedeutung des Sieges über den Faschismus erst einmal selbst zu erfassen und sie in kindgerechter Weise Unterstufenschülern nahezubringen, ist meine Aufgabe als Erzieherin. In unserer kleinen Gemeinde Lindenberg im Bezirk Frankfurt (Oder) befindet sich ein sowjetischer Ehrenfriedhof. Hier ruhen 125 Sowjetsoldaten, die in den letzten Kriegstagen ihr junges Leben gaben. Mein erster Weg zu jedem Schuljahresanfang und oft auch zwischendurch führt meine Kindergruppe und mich dorthin. Hier erzähle ich ihnen, was die Soldaten für uns getan haben und was sie alles durchmachen mußten. Meine Gedanken gehen dabei immer zurück. Ich war zwar noch klein, kann mich aber noch genau an die Schrecken des Krieges erinnern. Auch davon erzähle ich. Oder von der Zeit meines Landwirtschaftsstudiums in Dresden, wo ich viele Trümmerhaufen beseitigen half. Viele Jahre, bis ich einen Betriebsunfall erlitt, war ich als Zootechnikerin tätig. Inzwischen absolvierte ich ein weiteres Studium und fühle mich nun in meinem neuen Beruf sehr wohl. Ich möchte den Kindern durch die Vergangenheit zeigen, wem wir unser Heute verdanken, damit sie fleißig für das Morgen lernen.

Margrit Winter, Lindenberg

Viele Menschen

erlebten das Grauen des Krieges und die Hölle des Faschismus, manche wollen aber nichts mehr davon hören, möchten nicht erinnert werden. Ich versuche das zu verstehen, weil oft soviel Leid aufgerührt wird. Doch sind wir nicht verpflichtet, es unseren Kindern zu schildern, damit auch sie bereit sind, alles zu tun, um solche Schrecken, solches Leid in Zukunft zu verhindern? Der Weg bis zum heutigen Maientag war nicht eben, jeder von uns weiß das. Aber erreicht haben wir viel. Schauen wir uns um in unserem Land, in unserer Stadt, in unserem Dorf, in unserer Familie! Da zählen auch die sogenannten Kleinigkeiten. Doch über allem steht für uns der Frieden.

S. Bernau, Anklam

Der Tag der Befreiung

hat viele Gesichter. Je nach der persönlichen Situation, in der sich der einzelne befand, wurde dieser Tag nicht von allen als solcher empfunden. Seine große Bedeutung kann vielen Deutschen nur im Prozeß der Rückerinnerung richtig bewußt werden. Als Siebzehnjähriger kam ich 1945 von der Segelflugschule direkt an die Front. Wir lernten nun auf der Erde das Rückwärtslaufen von Ostpreußen bis zur Elbe. Am 1. Mai 1945 lagen wir in Hohenbellin. Es hieß, Hitler sei tot. Wir erhielten teilweise neue Ausrüstung, und man sagte uns, wir würden als vollbewaffnete Einheit vom Amerikaner übernommen und dann gemeinsam die Sowjets schlagen. Welch ein Wahnwitz, welche Lüge! Am 7. Mai 1945 kam ich am Ufer der Elbe bei Ferchland in sowjetische Gefangenschaft. Ich empfand einerseits eine große Erleichterung, nicht mehr auf andere schießen zu müssen, aber auch die bange Frage tauchte auf, was wird nun mit uns? Aus heutiger Sicht sind die geschichtlichen Dimensionen so transparent wie nie zuvor. Die vor 40 Jahren erfolgte Befreiung eines jeden vor der akuten oder latenten, physischen oder psychischen Bedrohung durch den Nazismus ist unumstößliche Realität. Aber die Kriegsgefahr war damit nicht ein für allemal gebannt. Es gab und gibt immer wieder Störenfriede, die aus der Geschichte der letzten 100 Jahre nichts gelernt haben. Jene, besonders jenseits des Atlantiks, die wieder Antisowjetismus und Krieg propagieren, sollten nachdrücklich an die Worte Brechts von den drei Kriegen Karthagos erinnert werden. Nur die sowjetischen Vorschläge zur Abrüstung sichern der Bevölkerung der Erde ein dauerhaft menschenwürdiges Dasein.

Dr. Karl-Heinz Behrendt, Ökonom, Borgsdorf

Die kluge Politik

unserer Regierung in Gemeinschaft mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten hat uns 40 Jahre den Frieden bewahrt. Ich bin Karbidarbeiter im Buna-Kombinat. Durch fleißige Arbeit will ich dazu beitragen, daß uns das Geschaffene bleibt.

Manfred Riesner, Halle

Meine Familie lebt

ohne Angst um Arbeitsplatz und Zukunft in sozialer Sicherheit – wie alle Bürger der DDR. Unsere Tochter konnte als Arbeiterkind Richterin an einem Kreisgericht der DDR werden. Der Schwiegersohn, ebenfalls Arbeiterkind, wurde Veterinär in einem Landkreis. So wie Tochter und Schwiegersohn keinen Krieg kennengelernt haben, wollen wir gemeinsam unserem Enkel ein Lernen und Leben im Frieden erhalten. Der Kampf der Antifaschisten hat am Erreichten großen Anteil. Heute gilt es, alle Kraft einzusetzen, um für Europa und die Welt ein zweites Hiroshima unmöglich zu machen.

Heinz Bergmann, Berlin

In der Zeit

gemeinsamer Grenzsicherung lernte ich viele sowjetische Menschen kennen, bin ihr Freund und Kampfgefährte geworden. Ich danke ihnen herzlich für 40 Jahre Frieden in Europa und bin fest überzeugt, daß die UdSSR alles unternehmen wird, um diesen Frieden zu erhalten.

Hans Juschten, Plauen, Oberstleutnant a. D.

Ich erinnere mich

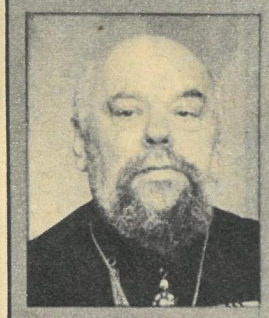
genau an die lange Reihe an einem der wenigen Brunnen in der Greifswalder Straße in Berlin. Ein kleiner lustiger Rotarmist half uns beim Pumpen, und immer und immer wieder sagte er dabei: „Nu, Hitler kaputt, jetzt immer Frieden!" Heute ist die Gegend umgewandelt. Die Gasometer sind

Wir schworen nach der Befreiung: Nie wieder darf ein Krieg von deutschem Boden ausgehen. Das war ein gewichtiges Wort, getragen von den Interessen und dem Willen der Millionen Bürger unseres Landes.
Und es war von Anbeginn mehr als ein Bekenntnis, denn wir schufen die gesellschaftlichen Bedingungen dafür, daß es Wirklichkeit wurde.

Aus dem Aufruf zum 40. Jahrestag des Sieges über den Hitlerfaschismus und der Befreiung des deutschen Volkes

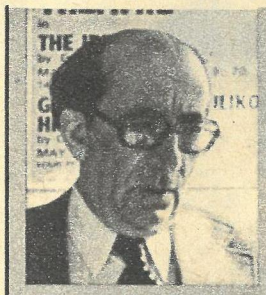
Vom letzten Krieg

in Europa kenne ich nur die Nachwirkungen. Der Frieden seither ist älter als ich, und ich hoffe sehr, daß die Kinder von heute dem Wort Krieg nur in Schulbüchern begegnen müssen. Manchmal staune ich darüber, daß die Generation meiner Eltern das Lachen nicht verlernt hat, wieviel Zuversicht sie uns gelehrt hat. Es mag sein, daß sie nicht so sehr auf Rockmusik steht wie meine Jahrgänge, die vielleicht ein bißchen lauter sind, auch in ihren Ansprüchen auf Leben und Glück. Ein paar unserer Lieder können nicht laut genug sein, weil es Leute gibt, die jetzt sogar auf Sternen Zielfernrohre bauen wollen, um die ganze Erde ins Visier zu nehmen. Sie müssen wissen, daß wir nicht bescheiden sind, wenn wir fordern: Laßt den Krieg in Frieden.
Ed Schwillms, Komponist, Rockgruppe KARAT



Wie kam es,

daß ich – Sohn und Enkel von Priestern, und bereit, selbst mein Leben dem Dienst an Gott zu widmen – zur Waffe griff? Es war im ersten Kriegsjahr, in einem belorussischen Dorf. Ich begleitete meinen Vater, der 177 Kindern und Greisen das letzte Geleit geben sollte. Nach dem Gottesdienst am Massengrab sagte er zu mir: „Du mußt zu den Partisanen, es geht nicht anders." In Belorußland ist jeder vierte im Krieg umgekommen, erst 1978 erreichte die Bevölkerungsanzahl den Vorkriegsstand. Ich bin tief davon überzeugt, daß es keinen lokalen Atomkrieg geben kann. Aus kleinen Kriegen werden große, ein Atomkrieg wäre der Untergang der Menschheit.
Pjotr Kusmitsch, Pfarrer in Moskau, ausgezeichnet mit dem Rotbannerorden und dem Orden des Ruhms



Einander Umarmende

auf allen Straßen! Das sah ich, als ich am 9. Mai 1945 aus Tbilissi in Moskau eintraf. Ich hörte Lieder erklingen, ich sah den Salut aus tausend Feuern, und der Himmel war von Scheinwerfern hell. Ich empfand ein Gefühl des Stolzes für mein Volk. Es war ein „Glück mit Tränen", wie es in dem Lied „Der Tag des Sieges" heißt. Man hatte das Empfinden, daß es der letzte Krieg war, daß all die Leiden sich niemals wiederholen können. Wir inszenieren an unserem Theater zum Tag des Sieges ein Stück des jungen belorussischen Dramatikers Alexej Dudarew – „Die Rekruten", das nicht nur dem Heldentum des Sowjetvolkes Tribut zollt, sondern auch von jenem Preis berichtet, den der Sieg uns gekostet hat.

Georgi Towstonogow, Regisseur, Leningrad

Historische Taten

solcher Art wie der Sieg der Roten Armee führten zu tiefen Veränderungen im Leben aller beteiligten Menschen. Ursprünglich sollte ich den väterlichen Hof übernehmen. Gründungsmitglied des Nationalkomitees „Freies Deutschland", Antifaschule Krasnogorsk, politische Tätigkeit auf sowjetischer Seite an der Front – das waren Stationen, die dann 1945 direkt zur Teilnahme an der demokratischen Bodenreform in Mecklenburg-Vorpommern führten. 1948 dann gehörte ich zu den Mitbegründern der Demokratischen Bauernpartei Deutschlands. Heute sagen zu können, ich habe mitgeholfen, die Chance zu nutzen, die sich 1945 unserem Volke bot, ist der schönste Lohn für einen Menschen meiner Generation.

Leonhard Helmschrott, Fraktionsvorsitzender der DBD in der Volkskammer der DDR

verschwunden, die S-Bahnunterführung ist neu gebaut – damals war sie durch eine Barrikade versperrt. Das Ernst-Thälmann-Denkmal und ein neues Wohngebiet entstehen. Ich erinnere mich an den kleinen Rotarmisten. Seine Worte haben sich für uns erfüllt.

Helga Galle, Frankfurt (Oder)

Und dann kamen sie

und befreiten uns nicht nur von jahrelanger Schreckensherrschaft, sondern auch von Irrtümern im Denken. Die „Russen" taten den Kindern in dem thüringischen Dorf, wo ich damals wohnte, nichts Böses. Es kam zu keinen Rache- oder Vergeltungsaktionen, sie schnitten niemandem die Zunge heraus, wie man es uns eingeimpft hatte. Und bis heute hat sich meine Meinung über die Achtung der Menschen aus unserem Freundesland vor künstlerischen Leistungen nicht geändert. Niemand kann so gut wie sie zuhören bei kulturellen Darbietungen und sie trotzdem kritisch verarbeiten.

Franz Fischer, Premnitz

Im Frieden

konnte ich eine Familie gründen. Mein Mann war viele Jahre bei der Kasernierten Volkspolizei. Unsere Tochter wurde Lehrerin und heiratete einen Offizier der NVA. Unser Sohn ist Facharbeiter bei der Post und leistete vorher drei Jahre seinen Ehrendienst bei der NVA. Wir sind alle bemüht, gute Arbeit zu leisten. Vierzig Jahre Frieden sind kein Geschenk, sondern unter großen Opfern erkämpft und erhalten. Dazu wollen wir tagtäglich mit ganzer Kraft beitragen.

Christa Schulze, Neubrandenburg

Als Sohn

von Emigranten aus Deutschland erlebte ich den zweiten Weltkrieg in der Sowjetunion. Dort vernahm ich die bedrohlichen Frontnachrichten der ersten Kriegsmonate. Bald hatte das Kinderheim in Iwanowo, wo ich aufwuchs, keine männlichen Mitarbeiter mehr ... Anfang Mai 1945 lebten wir alle in Erwartung des Kriegsendes, und trotzdem war das Gefühl unbeschreiblich, als ich in der Nacht vom 8. zum 9. Mai vom jubelnden Geschrei Hunderter Kinderstimmen aufwachte. Noch war das unbegreiflich – im Frieden leben. Diesen wunderschönen sonnigen Maientag, an dem wir schulfrei hatten, werde ich nie vergessen. Jeder aus unserer deutschen Gruppe, wir waren 30 bis 40 Kinder, wußte genau, demnächst geht es nach Hause, in das neue Deutschland. Heute arbeite ich bei der Errichtung des Kernkraftwerkes Nord eng mit sowjetischen Genossen zusammen.

Stefan Findling, Berlin

Wir haben Grund, optimistisch zu sein. Dabei ist ein starkes Motiv unserer Zuversicht und der Sicherheit der Zukunft auch unserer Kinder und Kindeskinder der unzerstörbare Bund mit unseren Befreiern ...

Aus dem Aufruf zum 40. Jahrestag

Im Krankenhaus

wurden mir die Angehörigen der Roten Armee zur Pflege anvertraut. Ich war die Jüngste unter den Schwestern. Oft spürte ich, daß ich für diese Männer, die einen so weiten und schweren Weg von ihrer Heimat bewältigen mußten, kein Feind war. Sollten sie es für mich sein? Heute, nach so vielen Jahren, denke ich voller Dankbarkeit an sie zurück, die mir in schlichter und menschlich überzeugender Weise geholfen haben, die richtige Einstellung zu ihnen und dem gesamten Sowjetvolk zu finden.

Irene Beck, Dresden

Beim Anblick

der Reste von Dresden mußte ich an eine tagelange Diskussion in meiner Seminargruppe der Antifaschule denken. In Nürnberg saß nur ein Teil der Kriegsverbrecher auf der Anklagebank, sagten die einen. Auch ich. Andere waren nicht dieser Meinung – teils aus diplomatischen, teils aus persönlichen Gründen. Wenn man heute nach 40 Jahren die Entwicklung betrachtet, ist nicht schwer zu bestimmen, wer recht hatte. Die Schuldigen von Dresden, Hiroshima, Nagasaki, Vietnam und neuerdings bis hinauf zu den Sternen – wer wird über sie zu Gericht sitzen? Deshalb: Ein Segen, wenn es jemals einen solchen gegeben hat auf Erden, dieser 8. Mai 1945!

Gerhard Matthies, Dresden

Die Erfahrung

„Krieg" brauchte ich nicht zu machen. Ich bin froh, daß die vergangenen 40 Jahre friedlich in unserem Teil der Erde waren. Gleichzeitig blicke ich aber voller Sorge in die Regionen, in denen noch Krieg, Not und Unterdrückung herrschen. Deshalb hoffe ich auch, daß die Genfer Verhandlungen zu konstruktiven Lösungen führen werden und das jüngste Friedensangebot

Unsere Volkswirtschaft entwickelt sich dank dem Fleiß und dem Können der Arbeiterklasse, der Genossenschaftsbauern, der Intelligenz und aller anderen Werktätigen dynamisch und effektiv.

Aus dem Aufruf zum 40. Jahrestag

Alle Möglichkeiten des Mitarbeitens und Mitregierens, hohe Bildung für alle, soziale Sicherheit und Geborgenheit, wahre Freiheit und Zukunftsgewißheit – das sind die Kennzeichen des Lebens hier…

Aus dem Aufruf zum 40. Jahrestag

der UdSSR, ihr einseitiges Moratorium, von allen NATO-Staten mit gebührender Aufmerksamkeit beachtet wird. Als Mitglied der LDPD, einer staatstragenden Partei in unserer Republik, fühle ich mich dem Humanismus und Frieden zutiefst verpflichtet.

Klaus Hörrmann, Sebnitz

Für eine Stunde

die Kirchenglocken läuten, diesen Auftrag erhielt ich am 8. Mai 1945 zusammen mit anderen Jugendlichen von einem Offizier der Roten Armee. Eine Einheit hatte auf dem Marktplatz Aufstellung genommen. An Gräbern gefallener Genossen schossen sie Salut. Erst danach erfuhr ich den Grund. Alle Menschen begannen von diesem Tag an auf ein besseres Leben zu hoffen. Ich selbst zog meine Lehren aus dem Vergangenen und wurde 1949 Angehöriger der Volkspolizei, wo ich noch heute meinen Dienst versehe.

Günther Steinhöfel, Sohland

Mir will es nicht

in den Kopf, wie ein gewisser Dregger, seines Zeichens Vorsitzender der CDU-Fraktion im Bundestag der BRD, den Tag, der der Menschlichkeit zum Siege verhalf, als „Katastrophe" für Europa bezeichnen kann, als einen Tag, den man nicht feiern könne!

Erich Noack, Sabrodt

Basis für alles Sein

ist der Frieden. Da kann man in Ruhe arbeiten, sich etwas e r arbeiten und sparen. So haben wir schon seit einigen Jahren unseren kleinen Trabant, und seit kurzem können wir auch in die farbige Röhre sehen. Es ist für mich unvorstellbar, daß ich all diesen Luxus erreicht, sogar meinen Familienplan vorfristig erfüllt habe, denn das wollte ich erst bis zum vollendeten 50. Lebensjahr geschafft haben. Wir reisen im Urlaub viel in unser Land und überzeugen uns davon, wie überall fleißige Hände am Wirken sind.

Ingeborg Kasitz, Berlin

Unser Dorf

mußten wir am 18. April verlassen und kamen schließlich am 8. Mai in der Oberlausitz an. Vor einem Wald wurde haltgemacht. Plötzlich ein Krachen und Tosen, und im selben Moment lag meine Mutter auf der Straße in einer Blutlache. Vor Schreck rannte ich in den Wald, wo vor und hinter mir Bäume umstürzten. Ein russischer Soldat aus einem Panzer ergriff mich und brachte mich ins Dorf – ich war damals zehn Jahre alt. Die Detonation soll ein deutscher Soldat mit einer Panzerfaust ausgelöst haben. Ich vergesse nie die Worte des russischen Soldaten, der schimpfte: „Krieg zu Ende und Mutter noch tot!" So ist dieser Tag mit einer sehr traurigen Erinnerung verbunden. Wollen wir alles dafür tun, daß sich so etwas nie wiederholt!

Charlotte Thomas, Verkäuferin, Mücka

Die Hochrufe

und brüderlichen Umarmungen in der Nähe meines Elternhauses werde ich nie vergessen: Ich war Augenzeuge, als mein Vater mit anderen Schwallunger Genossen der KPD unseren Befreiern mit einer roten Fahne entgegenlief. Heute ist es eine schöne und ehrenvolle Aufgabe für mich, unseren Pionieren bei der Erforschung der Geschichte der deutsch-sowjetischen Freundschaft in unserem Heimatort zu helfen.

Helmut Baumbach, Schwallungen

Schön ist der Mai!

Nun bin ich 60 Jahre alt, habe eine große Familie, eine schöne Wohnung – und konnte, weil die Sowjetarmee den Faschismus besiegte, meinen Traumberuf erlernen und 32 Jahre ausüben. Ich wurde Lehrerin, und das mit Leib und Seele.

Anni Anger, Halle

Liebe Leser! Unsere dem Tag der Befreiung gewidmete Aussprache geht am 25. Mai 1985 zu Ende. Bis dahin erwarten wir noch Ihre Zuschriften: Redaktion FREIE WELT, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29, Kennwort: 8. Mai 1945.

Preisfrage

Heft 10/85

Wann wurde der SAG-Betrieb „Kabelwerk Oberspree" in Volkseigentum überführt?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 12/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 22. Mai 1985. Auflösung von Heft 8/85: Angmags. Wir gratulieren Rosita Engelmann, Schwerin.

Porzellan

So war es richtig in Folge 8 „Russisches Porzellan" (FW 8/85): Porzellan ist in China etwa seit dem Jahre 600 bekannt. Viele Leser schrieben uns außerdem, daß sogenanntes „Grau-Porzellan" in China schon zwischen 1050 und 722 v. u. Z. existierte. Es gewannen: 150 M Hildegard Dietrich, Forst; 100 M Erika Domscheit, Vogelsdorf; 50 M Werner Dienelt, Karl-Marx-Stadt.

Wer schreibt uns?

Aiwar Ausinsch, 27 Jahre alt, Bauarbeiter, wünscht sich Briefwechsel in Russisch. Interessen: Film, Fotografie, Unterhaltungsmusik. Er sammelt Aufkleber mit Wappen und Stadtansichten. UdSSR, Lettische SSR, 229 220 Madona, ul. Prijeshu 11–14

Wassili Kowtun, 32 Jahre alt, wünscht freundschaftlichen Austausch über alle interessanten Fragen und sammelt Briefmarken und Ansichtskarten. UdSSR, Dnepropetrowskaja obl., 322 970 Marganjez – 2, ul. Sennaja 1

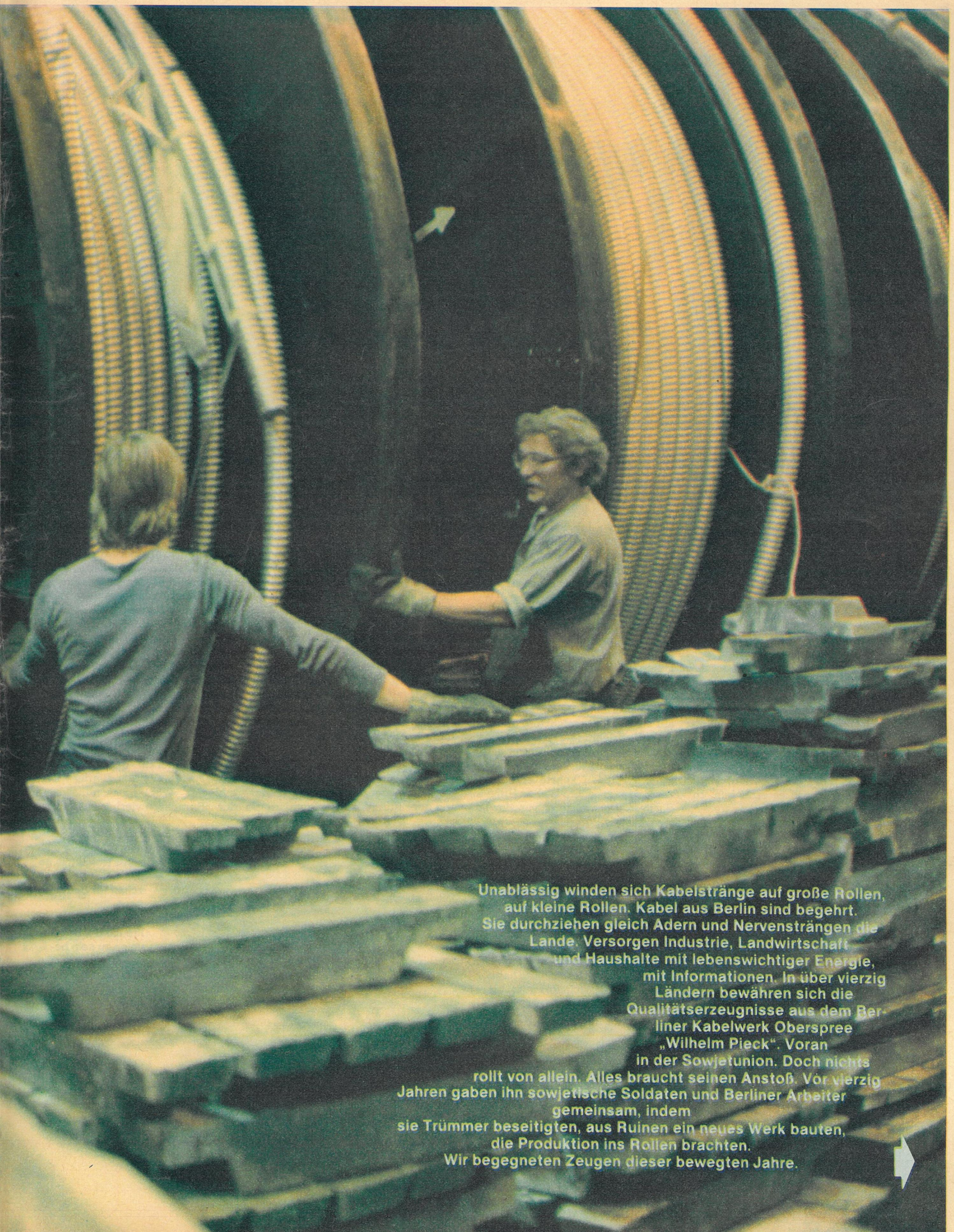
FW-Russisch-Lehrgang

Alle Leser, die in diesem Heft vergeblich suchten, bitten wir um zwei Wochen Geduld: Unser neuer FREIE-WELT-Lehrgang „Russisch für Festivalgäste" beginnt aus aktuellen Gründen im nächsten Heft – Ausgabe 11/85.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Reinhard Kaufhold, Volker Hohlfeld, Thomas Sandberg, Martina Kaiser, Volkmar Billeb, M. Blochin, privat, Manfred Uhlenhut (2), Wilfried Glienke

...UND DANN BRACHTEN WIR DAS DING INS ROLLEN...

Ein Beitrag von
Wolfgang Teutenhahn (Text) und
Detlef Christel (Fotos)



Unablässig winden sich Kabelstränge auf große Rollen,
auf kleine Rollen. Kabel aus Berlin sind begehrt.
Sie durchziehen gleich Adern und Nervensträngen die
Lande. Versorgen Industrie, Landwirtschaft
und Haushalte mit lebenswichtiger Energie,
mit Informationen. In über vierzig
Ländern bewähren sich die
Qualitätserzeugnisse aus dem Ber-
liner Kabelwerk Oberspree
„Wilhelm Pieck". Voran
in der Sowjetunion. Doch nichts
rollt von allein. Alles braucht seinen Anstoß. Vor vierzig
Jahren gaben ihn sowjetische Soldaten und Berliner Arbeiter
gemeinsam, indem
sie Trümmer beseitigten, aus Ruinen ein neues Werk bauten,
die Produktion ins Rollen brachten.
Wir begegneten Zeugen dieser bewegten Jahre.

Ein Protokoll von Gewicht

Unterzeichnet wurde es in der polnischen Hauptstadt im Palais des Ministerrates. Es trägt die Unterschrift der höchsten Repräsentanten der sozialistischen Länder: Todor Shiwkow, János Kádár, Erich Honecker, Wojciech Jaruzelski, Nicolae Ceauşescu, Michail Gorbatschow, Gustáv Husák. Hauptinhalt dieses Protokolls: Der Warschauer Vertrag, Dokument von stabilisierender Wirkung seit drei Jahrzehnten, wird um weitere zwanzig Jahre verlängert! Dieser einmütige Beschluß wurde gefaßt, um die zuverlässige Sicherheit der verbündeten Länder und ihr Zusammenwirken in internationalen Angelegenheiten zu garantieren. Je nach dem Grad der militärischen Bedrohung werden die Warschauer Vertragsstaaten auch künftig alles tun, um ihre kollektive Verteidigungsfähigkeit auf dem erforderlichen Stand zu halten.

... ins Rollen bringen!

Zweimal wöchentlich zieht Oberingenieur Walter Hube, die Aktentasche unter dem Arm, ins Werk an der Spree. Manch einer sagt, der ehemalige Leiter der Anwendungstechnischen Abteilung gehöre zum alten Inventar. Ihn stört es nicht. Er frohlockt dann nur, daß man seinetwegen wohl bald die Bestimmungen für die betriebliche Treueauszeichnung vervollständigen müsse. Ja, 50jährige Betriebsjubiläen, die gab es schon. Aber 60jährige? Er will es erreichen. In vier Jahren. Dann wäre er 82.

Seit zehn Jahren steht sein Schreibtisch im Archiv des Werkes. Dort arbeitet er Vergangenes auf, um es für heute zu nutzen und für die Zukunft zu bewahren. Die „Technische Geschichte" des KWO von seiner Gründung bis 1945 stammt aus seiner Feder. Auch über die jüngste Betriebsgeschichte weiß er Bescheid. Frage nach irgendeiner Begebenheit aus den letzten vierzig Jahren, er belegt sie mit Dokumenten oder erzählt, was er selbst erlebte. Er nimmt uns mit auf seine Montagefahrten, die allemal ein Erlebnis waren. Eine blieb ihm in besonderer Erinnerung, die im Frühjahr 1945. Im Krieg fuhr er ab. Im Frieden kehrte er zurück. Am 8. Mai arbeitete Walter Hube in Saalfeld. Dort hörte er von der bedingungslosen Kapitulation. Tage später machte er sich auf den beschwerlichen Rückweg. Umwege, unfreiwillige Aufenthalte. Ende August setzte er bei Torgau über die Elbe. Im September war er wieder im Berliner Werk.

Aber nein, das war nicht sein KWO. Diese Trümmer, diese ausgebrannten Gebäude. Was konnte er tun? Er reiste wieder ab. Nach Magdeburg, nach Merseburg... Überall gab es zerstörte Kabeltrassen. Er reparierte sie, damit wieder Strom fließen konnte. Erst viele Jahre später geht's wieder auf die echten Montagefahrten. Im In- und Ausland. Nach Polen und Ungarn. 1956 reist er mit einer Spezialistendelegation acht Wochen lang kreuz und quer durch die Sowjetunion.

Walter Hube zeigt uns Fotos aus jenen Jahren, schleppt Dokumentenmappen heran, zitiert aus Protokollen. Abgelegte Geschichte. Nicht mit dem Staub des Vergessens behaftet. Sie ist gegenwärtig.

Er reicht uns eine Notiz über das Ende des Berliner Kabelwerkes. Oder war es bereits eine Aufzeichnung über den neuen Anfang? Wer wollte das damals so genau wissen? Jedenfalls berichtet darin einer der übriggebliebenen AEG-Direktoren von seiner ersten Begegnung mit sowjetischen Offizieren im zerstörten Werk.

„Der Offizier war ein Elektroingenieur" bemerkte der AEG-Mann und „die Verständigung war schlecht." Wohl nicht nur wegen der Sprachschwierigkeiten. Das

DR. GEORG POHLER: Die enge Zusammenarbeit des KWO mit den RGW-Partnern habe ich immer als eine vorrangige Aufgabe betrachtet. 1954 reiste ich erstmals in die Sowjetunion. Noch heute habe ich dort gute Freunde.

WALTER KREEB: Alle Mitglieder unseres Kollektivs gehören der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft an. Freund der Sowjetunion zu sein bedeutet für uns, alle Kraft einzusetzen, um die Exportaufträge für die Sowjetunion vorbildlich zu erfüllen.

KWO war Teil des Rüstungskonzerns AEG. Seine Aktionäre verdienten am Krieg. Die Arbeiter bezahlten es. So war es bisher immer. So sollte es nie mehr sein.

Die Befreiung unseres Volkes vom Faschismus eröffnete die Chance zu einem antifaschistischen, demokratischen und sozialistischen Neubeginn. Damit erfüllte sich auch der beharrliche Kampf der Kommunisten und Sozialdemokraten im Berliner Kabelwerk, der dem KWO in den zwanziger Jahren den Beinamen eines „roten" Betriebes einbrachte. 1928 schrieben Arbeiter an ihre Moskauer Kollegen, bekannten sich zur Freundschaft mit dem ersten Staat der Arbeiter und Bauern. In den Jahren des Faschismus leisteten Kabelwerker unter Lebensgefahr den im Werk ausgebeuteten Zwangsarbeitern aus der Sowjetunion und anderen Ländern Hilfe. In vielen Abteilungen des KWO arbeiteten Widerstandsgruppen. Judith Auer, Fritz Plön, Grete Walter, Paul von Essen, Arthur Illgen wurden von den Faschisten hingerichtet.

Der sowjetische Offizier zog wohl dies alles in seine Betrachtungen ein und sagte zum AEG-Direktor: „Ein schönes Werk!"

Verhaftung auf dem Heimweg

Am 8. Mai 1945 begannen 45 Kabelwerker im „schönen", zu 65 Prozent zerstörten Werk aufzuräumen. Unter ihnen ein junger Ingenieur, Georg Pohler. Wochen zuvor sah er mit an, wie das Werk, von Bomben getroffen, in Schutt und Asche fiel. Der 22. April, ein Tag bevor die Rote Armee Oberschöneweide erreichte, war sein letzter Arbeitstag. Der 8. Mai wurde sein erster.

Dr. Georg Pohler, bis 1982 Generaldirektor des Berliner Kabelkombinates „Wilhelm Pieck", sitzt uns in seinem Friedrichshagener Heim gegenüber. Er zündet sich die dritte „Jägerstolz" an, oder war es bereits die vierte. Dabei erzählt er und erzählt.

„Am 8. Mai 45 hielt ein sowjetischer Jeep vor meiner Wohnung. Soldaten holten mich ab. Ich wußte nicht wohin. Ich wußte nicht, was mit mir passiert. Ich war voller Angst und Mißtrauen. Wir fuhren ins KWO..." Die sowjetischen Offiziere suchten Spezialisten und fanden auch ihn. Wochen später wurde er einmal auf dem Heimweg von einer sowjetischen Militärstreife verhaftet, weil er vor lauter Arbeit die Sperrzeit nicht beachtete. Er wurde Leiter der Lack- und Wickeldrahtfabrik. Am 28. Juli 45 begannen sie inmitten der Ruinen schon wieder zu produzieren. Bald gab es die erste Feier mit den Kollegen in der Kneipe gegenüber. „Das brauchten wir. Auch damit gewannen viele den Glauben ans Leben zurück. Auch das war eine Leitungsaufgabe. Wir arbeiteten und brachten das Ding ins Rollen..."

Aber der Betrieb stand auf der Demontageliste. Maschinen wurden verladen. War dies das Ende des KWO?

„Wir wandten uns an die sowjetischen Genossen", erinnert sich Dr. Pohler. „Baten darum, weiterarbeiten zu dürfen. Schließlich halfen sie. Organisierten Maschinen und Material." Immer wieder erwähnt er neben anderen Major Krugly, den sowjetischen Hauptingenieur. Ein Fachmann, der erst 1949 in seine Heimat zurückkehrte, ins Asower Kabelwerk. Der wußte so manchen Rat. „Mit ihm und den anderen unterhielten wir uns bisweilen über Politisches, Betriebliches und Privates, und langsam wuchs dadurch auch das Vertrauen zueinander. Langsam, ganz langsam. Ich weiß noch, wie ich damals erschrak, als mich Generaldirektor Jeremenko eines Tages unvermittelt fragte, ob ich Moskau kenne?"

Georg Pohler kannte es nicht. Inzwischen war er viele Male dort und in anderen Städten des weiten Landes. „1954 reiste ich erstmals, voller Erwartungen. Ich lernte mit der Zeit alle sowjetischen Kabelwerke kennen – von Irkutsk über Odessa bis Moskau..." Es ist seine Lebenserfahrung, die er uns da resümierend vermittelt: „Das wichtigste ist das Vertrauen zueinander. Daraus erst entsteht Freundschaft. Ist man so weit, dann stehen die sowjetischen Genossen zu dir, helfen in jeder Situation. Das habe ich immer wieder selbst erlebt..." In diesen Frühjahrstagen packt Dr. Pohler wieder die Koffer. Gemeinsam mit seiner Frau reist er zu Freunden. Den 8. Mai werden sie in Jalta verleben.

Auszeichnung mit Folgen

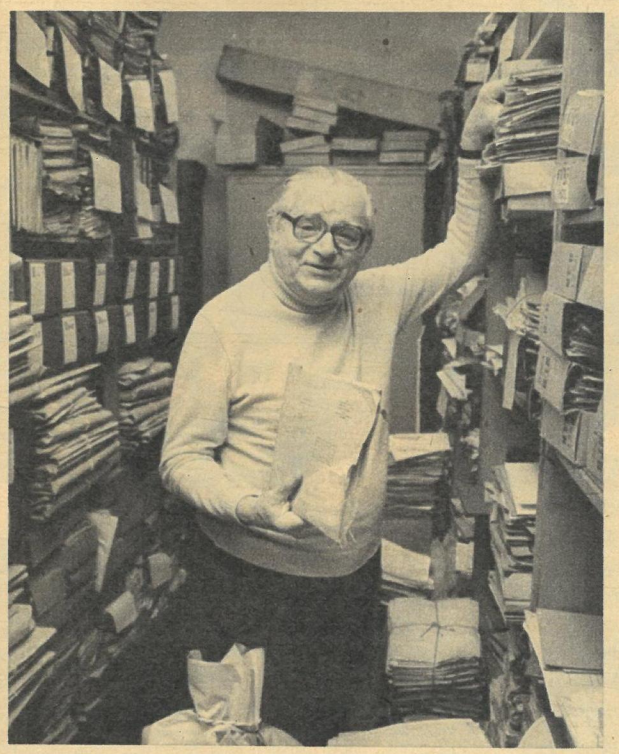
In der vierten Etage der modernen Fernmeldekabelfabrik am Spreeufer, von der aus der Blick den Schiffen der Weißen Flotte folgen kann oder dem Flug der Schwäne, surren die Isoliermaschinen. Fernmeldekabel, ein Exportschlager. Den Großteil kaufen die sowjetischen Außenhändler. Erzeugnisse von bester Qualität. Darauf zu achten, ist eine der Aufgaben von Gisela Martin, stellvertretende Bereichsleiterin in der Styroflexisolierrerei.

Gerade als wir uns den Lauf des Styroflexfadens und der gelben, roten, blauen oder grünen Plastefolien erklären lassen wollen, die sich sekundenschnell um den Kupferleiter winden, schimpft Anni Schulze, eine der Isoliererinnen, los: „Mach mir nicht verrückt!" Ihre Maschine bockt. Schräg oben spornt sie die Losung „Qualität ist Gold wert!" an. „Der Abstreifer ist nicht in Ordnung", stellt sie fest. Die Folie wird dadurch rauh und reißt. Ausschuß Meter um Meter. Da muß der Monteur her. Inzwischen weicht sie auf eine andere Maschine aus. Dann ein nächster Versuch. Endlich, nach fünfzehn Minuten rollt es wieder. Vorher sind die Bruchstellen zu verbinden und zu markieren, ein Stück per Hand zu isolieren. „Jetzt mache ich Kunstgewerbe! Das wird teurer!" Gisela Martin packt mit zu. Jeder Kabelkilometer hat sein Gewicht und seinen Preis.

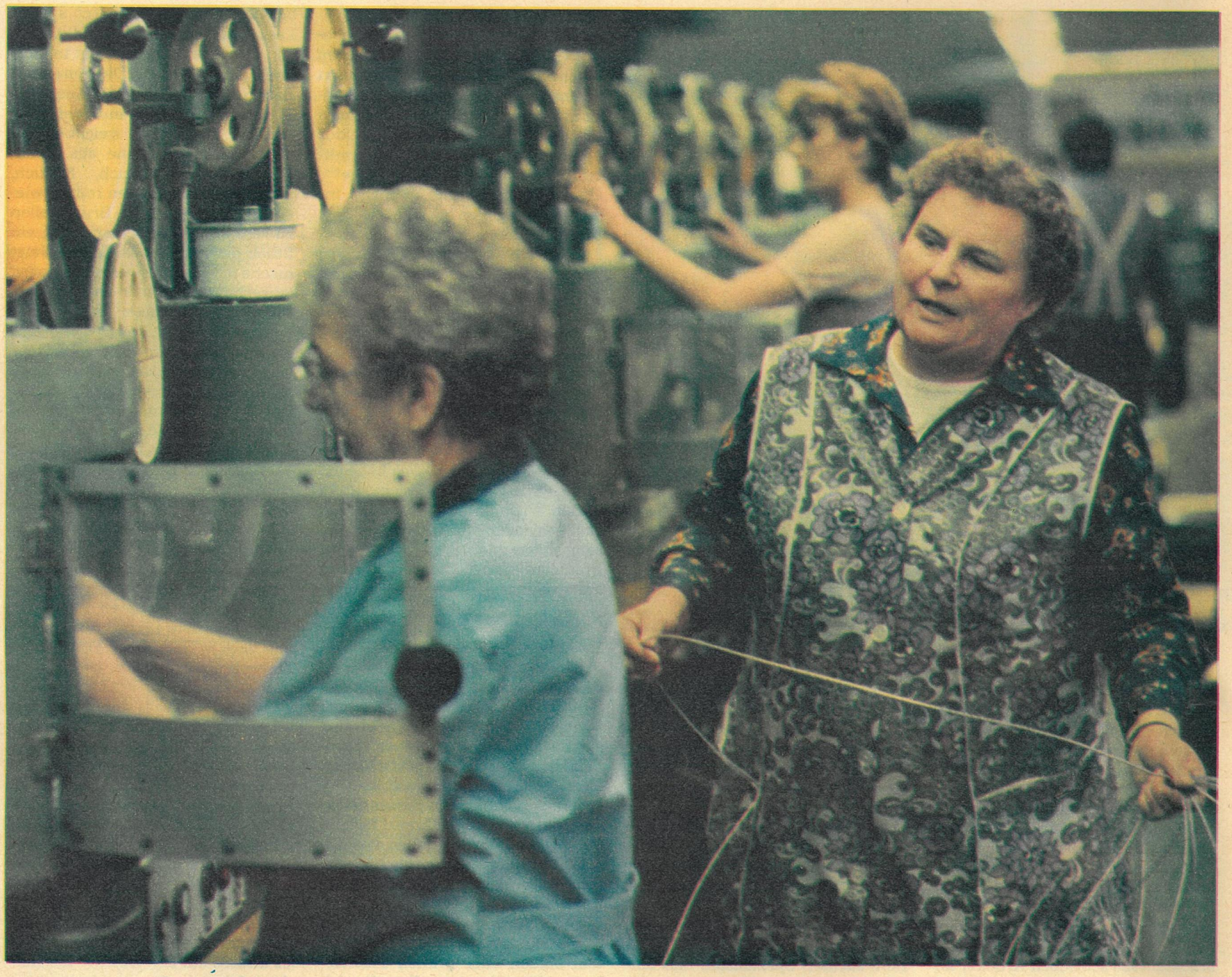
Im Jahr 1947 lernten die Berliner von ihren sowjetischen Direktoren nach einem Jahresplan zu arbeiten und seine Ergebnisse abzurechnen. Seitdem haben sie immer die Pläne erfüllt. Das '85er Jahr wollen sie zum Jahr höchster Leistungen machen. Ihr Anteil zur Vorbereitung des XI. Parteitages der SED. Bis zum 8. Mai werden sie den Planvorsprung auf über einen Tag ausbauen.

Gisela Martin erinnert sich an den 8. Mai vor vierzig Jahren. Drei Tage zuvor wurde sie 18. Aus diesem Anlaß gab es ein Glas Wein, eine Tasse Kakao und von der Mutter einmal von der so behüteten Bettwäsche. Der Tag der Befreiung wurde für Gisela Martin zum nachträglichen Geburtstagsgeschenk. Doch das konnte sie damals noch nicht ermessen.

Nach den Wirrnissen wollte die gelernte Verkäuferin endlich wieder arbeiten. Doch was gab es zu verkaufen? Nichts! Und so zogen sie Ausweglosigkeit und der ständige Hunger ins KWO. „Im Betrieb, da gab es die Lebensmittelkarte für Arbeiter. Die war mehr wert als alles andere auf der Welt..." Im gleichen Jahr, da Gisela Martin hier anfing, 1946, wurde das KWO zum SAG-Betrieb (Sowjetische Aktiengesellschaft). In einer alten Fabrikhalle, die Fenster notdürftig mit



WALTER HUBE: Bereits 1946 machten wir uns gemeinsam mit den sowjetischen Technikern daran, neue Kabel zu entwikkeln. Das war der Anfang einer erfolgreichen wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit in ungewohnten Dimensionen.



...ins Rollen bringen!

Pappe vernagelt, isolierten sie die Kabel. „Wir standen von früh bis spät an der Maschine. Wer die sowjetischen Betriebsleiter waren, wußten wir nicht. Viel wichtiger jedoch, wir spürten, daß sie sich um den Betrieb kümmerten und um uns. Wir erhielten Essen. Es gab Kohlen. Für gute Arbeit auch mal Stoffe...“ Und da Gisela Martin gut arbeitete, blieb die Anerkennung nicht aus. Während der Feierstunde am Vorabend des 1. Mai 49 erhielt sie eine kostbare Auszeichnung, ein paar Schuhe. Stolz trug sie diese zur Demonstration. Wohl auch deshalb wird sie diesen Tag nie vergessen. „Wissen Sie, wie neue Schuhe scheuern können?“

Ein Kartengruß von Natascha

Manches war neu in jenen Jahren. An vieles gewöhnte man sich schnell. Die sowjetische Betriebsleitung ordnete den Bau sozialer Einrichtungen an. Das Klubhaus wurde am 1. Mai 1952 eingeweiht. Auch der Sportplatz nebenan entstand in der SAG-Zeit.

Die persönlichen Erfahrungen vieler KWOer stimmen überein mit den Gedanken im Aufruf zum 40. Jahrestag der Befreiung und des Sieges über den Faschismus: „Sowjetunion, das war für viele das erste Brot zu einer Zeit, in der noch die Flammen der Kämpfe loderten. Sowjetunion, das war für viele die erste Begegnung mit dem Sozialismus, seiner Kultur, seinem Humanismus. Sowjetunion, das wurde für Millionen zum Alltag kameradschaftlicher Zusammenarbeit am gemeinsamen Werk.“ Gisela Martin reicht uns eine Ansichtskarte. „Hier, die schrieb Natascha erst neulich. Sie ist auch Isoliererin, etwa so alt wie ich. Vor zehn Jahren gab es den ersten Arbeiteraustausch zwischen uns und den Kollegen von ‚Moskabel‘. Da haben wir uns kennengelernt.“ Sie sagt es so, als sei dies die selbstverständlichste Sache der Welt. Wir sind geneigt, nach dem ökonomischen Nutzen solcher Begegnungen zu fragen. Aber nicht alles läßt sich in Mark und Rubel nachweisen. Es gibt noch andere Werte. Das ist gut so.

Natürlich blieb nicht aus, daß die Moskauer und Berliner voneinander lernten. Gisela Martin übertrug eine Moskauer Erfahrung auf ihren Arbeitsbereich, die Arbeit mit persönlichen Jahresplänen. „Das macht die Produktion für jeden einzelnen übersichtlicher. Jeder weiß, wieviel Kabel-Kilometer er und wieviel sein Nebenmann erreicht hat und in welcher Qualität. Das brachte uns vorwärts.“ Und deshalb arbeiten sie weiter mit diesen Plänen. Die Moskauer studierten die Berliner Löttechnik.

Die nächtliche Verpflichtung

Zusammenarbeit, ein inhaltsreiches Wort. Damit verknüpfen sich alltägliches Arbeiten und Forschen an gemeinsamen Zielen. In den siebziger Jahren entwickelten die Berliner Kabelwerker arbeitsteilig mit den sowjetischen Fachleuten ein freitragendes Kabel sowie kältebeständige Starkstrom-Plastkabel für den Einsatz in den Kältezonen Sibiriens. Eine Herausforderung besonders für die Werkstoffspezialisten, die eine neuartige kältebeständige Plastemischung für die Kabelmäntel entwickelten.

Mitglieder der Paritätischen Regierungskommission DDR/UdSSR überzeugten sich mehrfach im Werk von den Ergebnissen der Zusammenarbeit. So erst jüngst vom Entwicklungsstand der Lichtleitertechnik. Diese ist ein Beitrag des KWO zu dem bis zum Jahre 2000 reichenden Programm der Zusammenarbeit zwischen unseren beiden Ländern.

Auf der vorjährigen MMM stellten Jugendliche des Betriebes ein neuartiges 10-kV-Kabel vor. Es zeichnet sich durch geringen Materialeinsatz und hohe Qualität aus. Für die sowjetischen Kunden entwikkelt und produziert in der Starkstromkabelfabrik.

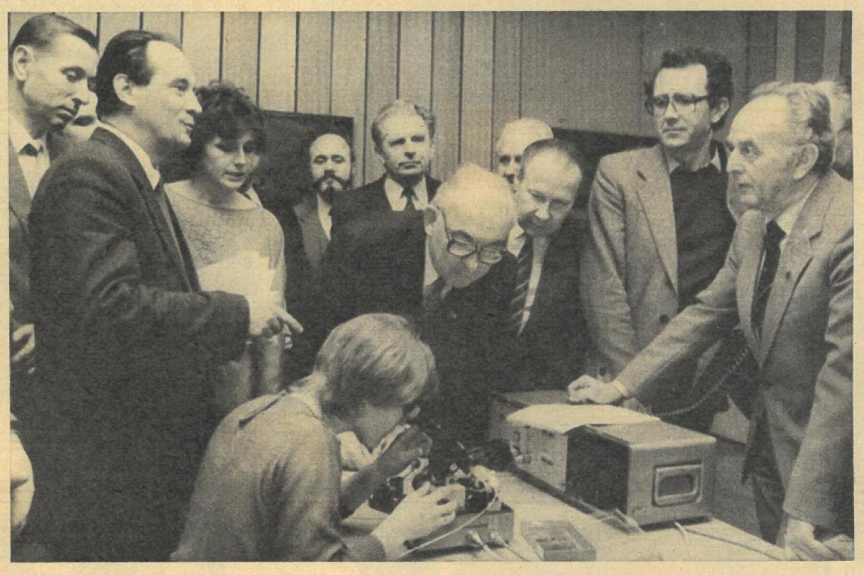
Papier rollt uns entgegen. Große Rollen, wie wir sie aus der Druckerei kennen. Walter Kreeb, Meister in der Starkstromkabelfabrik, quittiert die neue Sendung. „Sie kommt aus der Sowjetunion. An die 95 Prozent unseres Isolierpapiers beziehen wir von dort. Es ist kostbar. Deshalb halten wir den Verschnitt so gering wie möglich. Das hilft uns andererseits, unseren Exportplan in die UdSSR zu erfüllen. In all den Jahren, die ich im Werk arbeite, ist uns das gelungen.“

Walter Kreeb arbeitet seit 1947 hier. Da kam er, 26jährig, aus der Gefangenschaft. Was nun anfangen? Was hatte das Leben noch für ihn bereit? Er nahm es in beide Hände, ließ sich im KWO anlernen. Wurde Draht- und Bandeisenwickler. „Am Anfang hatten wir wenige Maschinen, da mußten wir uns was einfallen lassen.“

Das war was für ihn. Tüfteln, knobeln, überlegen, wie die Arbeit erleichtert, Material eingespart, die Produktion dennoch erhöht wird.

Stationen deutsch-sowjetischer Zusammenarbeit:
1949 – Im SAG-Betrieb KWO tauschen der sowjetische Major Talalei und Obermeister Schröder Erfahrungen bei der Kabelmontage aus.

1984 – im VEB Kombinat KWO informieren sich die Vorsitzenden der Paritätischen Regierungskommission DDR/UdSSR, Gerhard Schürer (rechts) und Alexej Antonow (Mitte), über die Lichtleitertechnik.



Später erst nennt man das Neuererarbeit. Und weil Walter Kreeb diese förderte und sich allenthalben mit neuen Ideen hervortat, berief man ihn zum Mitarbeiter im Büro für Neuererwesen...

Im Gründungsjahr der Republik trafen sich im Berliner Kabelwerk Neuerer aus der DDR und der UdSSR zu einem ersten Austausch von Arbeitserfahrungen. Da diskutierten sie Wettbewerbsmethoden und unterbreiteten Verbesserungsvorschläge. Ein Erfahrungsaustausch, der nie mehr abriß.

In der Papierschneiderei hantiert eine Handvoll Männer an der Perforiermaschine. „Wieder Neuland unterm Pflug?“ fragt einer im Vorübergehen. Die Männer überhören es. Sie sind zu sehr in ihre Aufgabe vertieft. Innerhalb weniger Tage müssen die Technologen gemeinsam mit den Papierleuten eine Lösung finden, um Metallpapier so zu perforieren, daß das isolierende Ölgemisch ungehindert durch die Löcher fließen kann. Der Auftrag für ein Spezialkabel hängt davon ab. Den wollen sie sich nicht entgehen lassen. Eine behelfsmäßige Konstruktion steht vor ihnen, aber die Nadelwalze drückt bereits formvollendete und beständige Löcher in die Folie. „So könnte es gehen“, meinen die Technologen, und Walter Kreeb stimmt ihnen zu. „Wenn ihr die Technik noch vervollkommnet, eine Absaugvorrichtung einbaut...“

Bewährtes meistern, Neues durchsetzen, ein Prinzip der Kabelwerker an der Oberspree. Da erinnert uns Dr. Pohler noch an eine Verpflichtung. Er gab sie in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai 1952 gegenüber den sowjetischen Genossen ab, als er im Auftrag der Regierung unseres Staates den SAG-Betrieb KWO in die Hände des Volkes übernahm: Das Werk soll von Jahr zu Jahr weiter gedeihen, die von den sowjetischen Genossen eingeführten sozialen Errungenschaften erhalten und mehren und immer seinen Plan erfüllen.

– Längst ist eine neue Generation von Kabelwerkern herangewachsen. Auch sie steht zu diesem Wort.

Foto oben: GISELA MARTIN (rechts im Bild): Der Arbeiteraustausch mit den Kollegen von „Moskabel“ ist zum beiderseitigen Nutzen. Unsere persönlichen Jahrespläne, mit denen wir erfolgreich arbeiten, beruhen auf Erfahrungen unserer Moskauer Partner.
Foto unten: Die Fernmeldekabelfabrik am Spreeufer.

Zusatzfotos: Archiv KWO (1), ADN-ZB (1)

Die Schätze in der

Wie die Natur mit Farben und Formen umgehen kann, zeigen die abgebildeten Minerale. Mit ihrer anscheinend unbegrenzten Phantasie zaubert sie bizarre, magisch leuchtende Kristalle hervor, die den Betrachter immer wieder faszinieren. Diese imposanten Stücke gehören zur Freiberger Mineralsammlung, einer der größten und attraktivsten der Welt. Nahezu zwei Drittel der bekannten 3000 Mineralarten sowie Gesteine, Lagerstättenbelege, Erze und fossile Brennstoffe sind hier zusammengetragen. Die Kollektion ist eng mit der 220jährigen Geschichte der Bergakademie Freiberg verbunden. Schon bei der Einweihung der Akademie wurde ein „Mineral-Cabinett" angelegt. Wesentlichen Anteil hatte der Freiberger Geologe und Mineraloge Abraham Gottlob Werner (1749 bis 1814). Mit dem Verkauf seiner privaten Sammlung von etwa 8000 Positionen an die Bergakademie wurde die Sammlung schlagartig berühmt. Nach dem Wissenschaftler ist auch das Gebäude, in dem sie seit 1916 lagert, benannt: der Abraham-Gott-

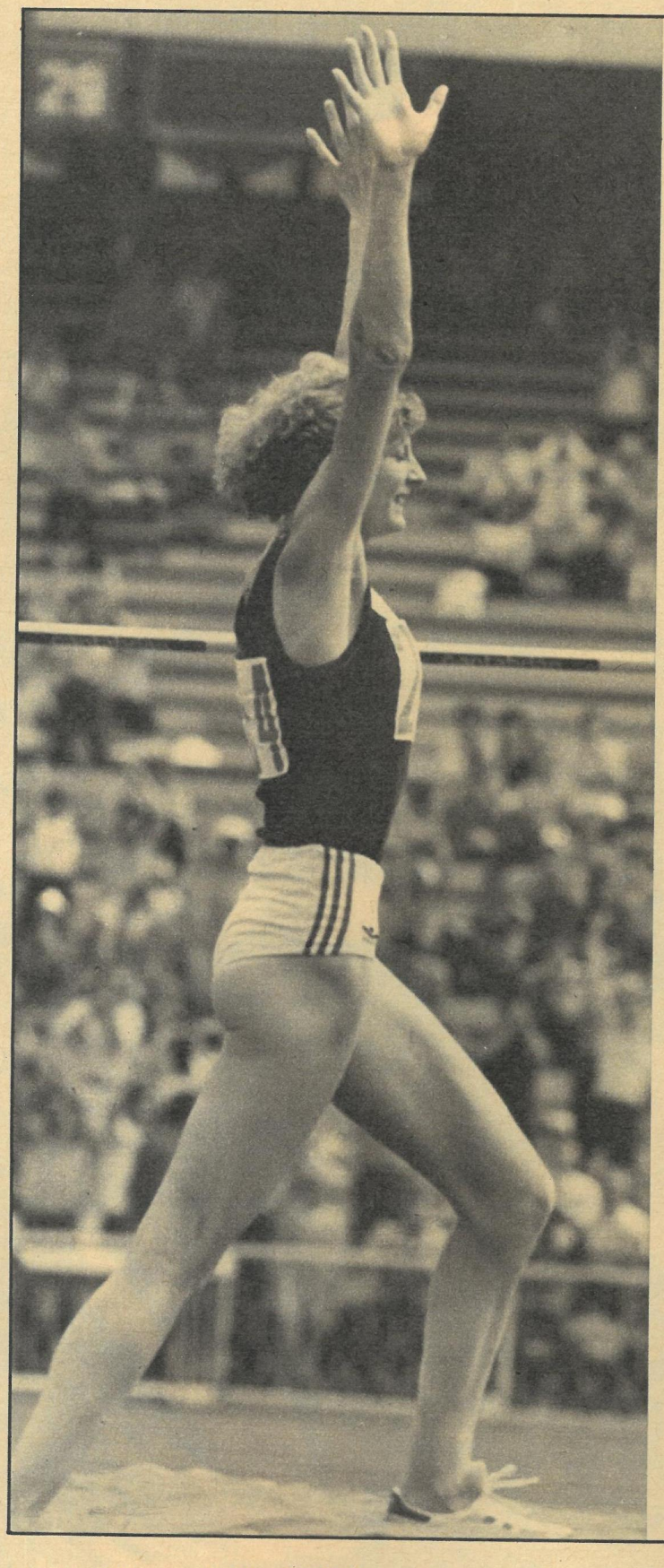
Die Freiberger Mineralsammlung verdankt ihre Rettung dem damaligen Stadtkommandanten, G. D. Koschmjak (auf dem Foto rechts). Einer seiner ersten Befehle im Mai 1945 galt ihrer Sicherstellung und Überführung in die Brennhausgasse.

lob-Werner-Bau in der Brennhausgasse 14. Bis zum zweiten Weltkrieg erhöhte sich die Summe der Kollektion auf 36 000 Positionen. Das ist etwa der Umfang, der während des Krieges in die Kellergewölbe des Freiberger Schlosses Freudenstein ausgelagert wurde. Der von der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) im Mai 1945 ernannte Stadtkommandant, G. D. Koschmjak, wußte um den Seltenheitswert der Sammlung. Einer seiner ersten Befehle galt ihrer Sicherstellung und Überführung an ihre alte Stätte, den Werner-Bau. Das Gebäude ließ er Tag und Nacht bewachen. Sein Engagement für die

Weltmeisterin Tamara Bykowa:

Meine Freundin Ljudmila,

die mir den Weltrekord entriß



Weltrekord durch Tamara Bykowa: 2,05 m am 22. 6. 1984 in Kiew (links). Vier Wochen später Weltrekord durch Ljudmila Andonowa: 2,07 m am 20.7. in Berlin. Und gute Freundschaft trotz harter Konkurrenz (Bild oben, Bykowa links).

Ihrem umjubelten 2,07-m-Weltrekord am 20. Juli vorigen Jahres in Berlin fügte die bulgarische Hochspringerin Ljudmila Andonowa noch ein paar „Zutaten" bei, die nicht aus dem sportlichen Alltag stammen.

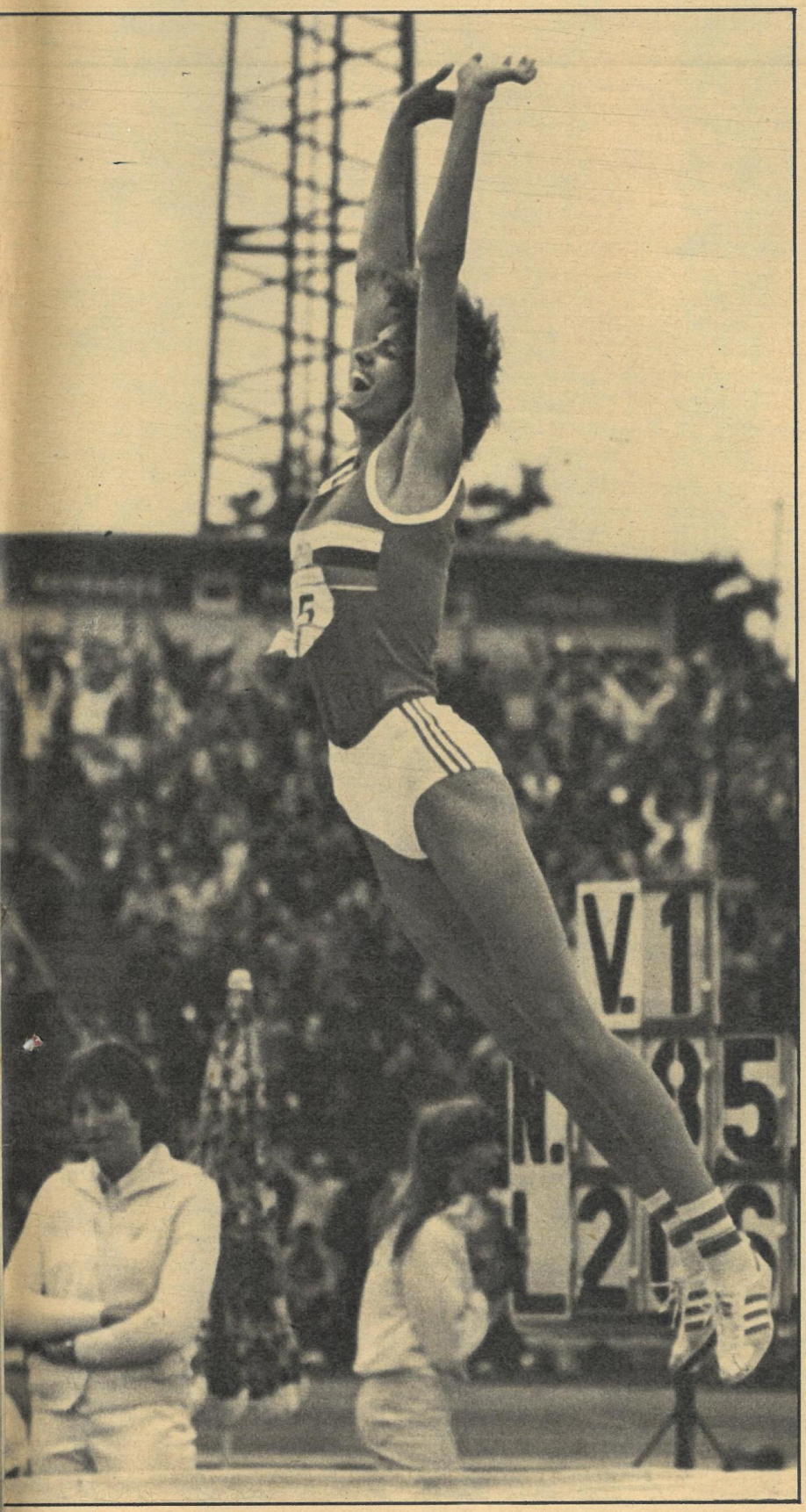
Sie übertraf ihre bisherige persönliche Bestleistung (1,99) gleich um acht Zentimeter, passierte dabei ohne Zwischenhalt den gerade vier Wochen alten 2,05-m-Weltrekord von Tamara Bykowa, übersprang als erste Frau ihre eigene Körpergröße um 30 Zentimeter und meisterte alle in Anspruch genommenen Höhen im ersten Versuch: 1,80 – 1,85 – 1,90 – 1,93 –1,96 – 1,98 – 2,00 – 2,02 – 2,07. Anschließend lag erstmals im Hochsprung der Frauen die Latte auf 2,10 m. Genau elf Monate zuvor hatte Ljudmila ihre Tochter Jana geboren und knapp anderthalb Monate danach wieder mit dem Training begonnen – in 297 Tagen vom Neubeginn zum Weltrekord! Sie war noch keine Hochspringerin, als 1977 Rosemarie Ackermann (DDR) die Schwelle zu den zwei Metern überschritt. „Schon allein meiner langen Beine wegen aus dem Turnen buchstäblich herausgewachsen und deswegen zur Leichtathletik übergewechselt, gelang mir in jenem Jahr als siebzehnjähriger 400-m-Läuferin die erste Zeit unter einer Minute ..."

★

Es ist purer Zufall, daß die Geburtsorte von Ljudmila Andonowa und Tamara Bykowa – Rostow am Don und Asow – nur vierzig Kilometer voneinander entfernt liegen. Der Elektroniker Shetschew aus Stara Zagora arbeitete Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre in Rostow, verliebte sich dort in eine schöne Tatjana, heiratete an Ort und Stelle, wurde am 6. Mai 1960 Vater einer Tochter namens Ljudmila und kehrte kurz darauf samt Familie nach Hause zurück. So ist vielleicht auch die räumliche Nähe ihrer einstigen Wiegenfeste ein Grund, daß sich im turbulenten Sportjahr '84 mit Ljudmila A. und Tamara B. die beiden weltbesten Hochspringerinnen auch als Freundinnen gesucht und gefunden haben – und nicht nur hartnäckig um Siege und Rekorde stritten. „Während des launischen Sommers lernten wir einander besser kennen", erzählt die sowjetische Weltmeisterin. „Es war eine schöne Zeit, eine Zeit voller Hoffnungen und Anstrengungen, eine Zeit auch, in der wir beide das angenehme und ungetrübte Gefühl genossen, daß wir uns im Kampf um die Höhe zwar nichts schenkten, unsere Freundschaft jedoch daran keinerlei Schaden nahm, im Gegenteil ..."

Die angehende Journalistin Tamara Bykowa beschrieb in „Fiskultura i Sport" zwei Begegnungen mit ihrer neuen Herausforderin. Die eine beim „Olympischen Tag" in Berlin, als sie, dem Wettkampf schon ade gesagt, von der Bank aus auch noch ihrem scheidenden Weltrekord hinterherwinkte. Die andere beim Saisonkehraus in Rom und Rieti, wo sie – nach glanzvollen Siegen inzwischen von einer Reihe herber, gleichwohl auch erklärbarer Niederlagen gebeutelt – Ljudmilas schönen Charakterzug entdeckte, selbst die härteste Konkurrentin mit deren Problemen nicht allein zu lassen, sondern ihr Mut zuzusprechen und zu sagen: „Es wird schon wieder, alles wird gut, mußt nur Geduld mit dir haben und keinen unnützen Gedanken nachhängen, wenn sich nicht gleich über Nacht alles bessert."

Also Berlin. Tamara gewann sehr schnell den Eindruck, daß Ljudmila drauf und dran war, ihre persönliche Bestleistung von 1,99 m zu überbieten. „Ihre Sprünge hatten etwas Besonderes an sich: Ein leichter Anlaufbogen, zu Beginn langsames, doch je näher sie der Absprungmarke kam, desto schnelleres Tempo. Dann ein mächtiger Stoß, verbunden mit einem starken Armaufschwung. Trotz dieses enormen Impulses: Der biegsame, schlanke Körper überquerte graziös die Latte. Was die Synthese von Fähigkeit und Bereitschaft zur Höchstleistung betraf, so hatte Ljudmila an diesem Tag keine gleichwertigen Gegnerinnen, mich eingeschlossen. Alle waren beizeiten ausgeschieden, zuletzt ich mit übersprungenen 1,98 Metern. Interessiert beobachteten wir jetzt, wie sich Ljudmilas Duell mit der Latte entwickelte. Als sie, wie schon zuvor, auch die zwei und die 2,02 Meter bereits im ersten Anlauf meisterte, erwarteten alle im Stadion ihren Angriff auf meinen Weltrekord. Und siehe da: Es gelangen ihr, wieder auf Anhieb, 2,07 Meter! In den Augenblicken danach schien sie ein wenig durcheinander. Ich konnte es ihr nachfühlen, solche Erscheinungen kaum zu bändigenden Hochgefühls habe ich auch bei mir selbst schon entdeckt. Doch in ihrer freudigen Erregung vergaß Ljudmila nicht, einen Blick auf die Tribünen zu werfen, wo sie ihren Trainer Christo Zonew ausfindig machte und sah, wie er über seinem Kopf alle zehn Finger aus-



streckte. Die Geste war unmißverständlich: Laß die Latte auf 2,10 Meter legen! Eine Höhe, die uns vor nicht allzulanger Zeit nicht mal im Traum erschien."

Obwohl diesem Wagnis (noch) kein Erfolg beschieden war, sei der Bulgarin an diesem Tag einfach alles gelungen, schrieb Tamara Bykowa. „Die Situation, da ein Springer trotz Müdigkeit zu seiner besten Leistung gelangt, kenne ich aus eigener Erfahrung. Es gibt Meinungen, ein Sportler könne nur einmal im Leben echte Begeisterung empfinden. Ein bedeutender Sieg oder ein großer Rekord erfordere zuviel Kraft und greife die nervliche Substanz derart an, daß es beinahe unmöglich sei, das leere ‚Faß' wieder aufzufüllen. Ich habe keine solche Erfahrung gemacht. Als ich mich im Winter '83 im Budapester Sportpalast gleich um fünf Zentimeter verbesserte und mit der Hallenweltbestleitung von 2,03 Metern Europameisterin wurde, wähnte ich mich in einem scheinbar nie wiederkehrenden Glücksgefühl. Doch im Sommer wurde alles noch viel schöner: Ich errang den Weltmeistertitel, sprang zweimal Weltrekord. Zwar fragte ich mich schon in Berlin, wo Ljudmila Andonowa mit ihrem sanften Charakter die Besessenheit und den unbändigen Siegeswillen hernimmt, doch ein Grund zu glauben, daß auch sie noch viele glückliche Tage vor sich hat."

Stabilität sei ein Kennzeichen von Meisterschaft, ein Merkmal von Klasse. Und ausgerechnet daran, gesteht die Weltmeisterin, habe es ihr gemangelt, „also konnte ich Ljudmila keine echte Konkurrenz bieten". Tamara schien müde. „War ich vielleicht übertrainiert oder litt ich, weil ich meinen neuen Anlauf noch nicht intus hatte?"

Trotzdem entschloß sie sich, noch in Rom und Rieti zu starten und dort die Saison abzuschließen. „Weil ich wußte, daß auch Ljudmila kommen wollte, freute ich mich auf ein Wiedersehen mit ihr – ich brauchte ihren Optimismus, ihr freundliches Lächeln. Im Hotel trafen wir uns. Ljudmila sah gut aus. Weiße Hose, schwarzer Pulli. Es war angenehm, sie anzuschauen. Ihre Augen strahlten Wärme aus, und ich fand, daß sie nicht nur aus Höflichkeit fragte, wie es mir gehe. Ich sagte ‚besser', und sie freute sich darüber. Wir sprachen auch über die vorangegangenen Starts, über unser Leben und die Problemchen, die wir beide haben. Ich mit meinem Studium, dem bevorstehenden Praktikum, meiner verlorengegangenen Form. Und sie über die Kraft, die sie aufbringen muß, neben dem ungewohnten, schönen Leben mit dem Weltrekord auch eine gute Ehefrau, Mutter und Studentin zu sein."

Die Andonowa gewann in Rom mit 2,02, in Rieti mit 2,03 Metern. Tamara wurde in Rom Zweite, mit immerhin 1,98 Metern. Die Nähe der Freundin verdrängte ihre Gedanken, womöglich mit dem Sport aufzuhören. Wobei sie ständig in Widerspruch mit sich geriet, daß sie doch immerhin Weltmeisterin, dreimalige Weltrekordlerin und erst fünfundzwanzig Jahre alt ist. Was also sollte die Frage, ob sie sich wegstehlen sollte oder nicht! „In Rieti spürte ich eine Art Machtlosigkeit gegenüber der Latte. Und als ich die 1,94 Meter geschafft hatte, war mir mit einem Mal klar, daß ich zu einer Steigerung nicht mehr in der Lage war. Ljudmila sah, wie ich litt, kam und sagte: ‚Mach dir keinen Kopf, sei fröhlich und zuversichtlich. Nimm dir ein Herz und denke an morgen...'"

Am nächsten Tag vermißte Tamara die Freundin beim Frühstück. „Ich besuchte Ljudmila auf ihrem Zimmer. Sie lag auf dem Bett und las ein Buch. Nach dem kraftaufwendigen Sieg war sie sogar zu müde, etwas zu essen. Und dann sagte sie: 'Weißt du was? Wir werden uns irgendwo gemeinsam erholen. Du kommst zu mir oder ich zu dir.' Und indem mir Trainer Zonew auf die Schulter klopfte, sagte er: ‚Dann wird auch alles wieder gut'. Also weitermachen!"

Schon im launischen April '85 war in einer Meldung zu lesen, in Taschkent sei die Bykowa 1,98 Meter hoch gesprungen...

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: W. Behrendt, TASS/Tschernitschkin

Im nächsten Heft:

Bei den „Thälmännern" im Ural

FW-Reporter besuchten unweit von Gornosawodsk die FDJ-Brigade „Ernst Thälmann", die mit guten Leistungen in der Parteitagsinitiative aufwarten kann: Die von ihr miterbaute Verdichterstation wird in wenigen Wochen übergeben!

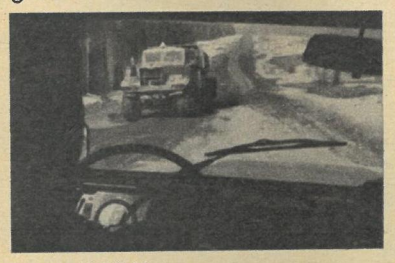


Foto: V. Hohlfeld

Kinder von Kabul

Auf Einladung des Solidaritätskomitees der DDR begleiteten FW-Reporter eine Hilfssendung für die Opfer des unerklärten Krieges in Afghanistan.

Foto: D. Steinberg

Testete Flugzeuge mit dem roten Stern:

Valeri Tschkalow, bekanntester Versuchs- und Rekordflieger der UdSSR in den dreißiger Jahren. Mit diesem Bericht beginnt FREIE WELT eine neue Rücktitelserie über die Geschichte der sowjetischen Luftfahrt.

Foto: FW-Archiv

Damit Sie nicht sprachlos sind...

Neuer FW-Russisch-Lehrgang zu den XII. Weltfestspielen der Jugend und Studenten in Moskau.

Redaktionsschluß: 8. 5. 85

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Frühling im Frieden

Schauplatz Berlin

Manifestation der jungen Generation der DDR am sowjetischen Ehrenmal Treptow

Foto: ZB/Hubert Link